

QUER!

Das Gendermagazin der ASH Berlin



(K)LASS MICH!

Ungleichheitskategorie Klassismus

»(K)LASS MICH!«

Ungleichheitskategorie Klassismus

Welcher Klasse gehörst du an? Klasse als Kategorie wird noch selten als Begriff benutzt. Eher sprechen Leute von sozialen Milieus, sozialem Status oder sozialer Herkunft. Wenn aufgrund dessen Menschen stereotypisiert und hierarchisiert werden, sprechen wir von Klassismus: eine strukturelle Diskriminierungsform. Die soziale Herkunft strukturiert die Gesellschaft und daraus entstehender Klassismus kontrolliert die verschiedenen Zugänge zu gesellschaftlichen Ressourcen. Wie funktioniert Klassismus, der verschiedene gesellschaftliche Zugänge für Arbeiter_innen erschwert? Was hat das Bildungssystem damit zu tun?

Im Leben den Weg zu gehen, welchen sie_er möchte, ist ein Privileg – Menschen werden nicht mit gleichen Chancen in die Welt gesetzt. Wir werden in eine (oder mehrere) Familienkonstellation(-en) hineingeboren, die oftmals unseren Handlungsrahmen mitbestimmt(-bestimmen). Klassismus wird in unterschiedlichen Bildungswegen gut ersichtlich und fängt schon früh an, diese Wege zu formen. Zum Beispiel, wenn Lehrer_innen den Schüler_innen aus Nicht-Akademiker_innen-Familien kein Empfehlungsschreiben für das Gymnasium erteilen. Und es geht weiter, auch wenn der Zugang in die Hochschule bzw. Universität ermöglicht wurde. Zum Beispiel, wenn in Stipendienprogrammen fast nur Kinder von Akademiker_innen sind. Die soziale Herkunft wird aber nicht nur an akademischen Berufen festgemacht, sondern das Gehalt, die Hobbies oder Sprache – sprich ein bestimmter Habitus – können bei einer Stereotypisierung auch eine wichtige Rolle spielen. Bei jeder Diskriminierungsform ist aber auch wichtig, stets weitere Diskriminierungsformen mitzudenken, da es sehr häufig zu Überschneidungen kommt.

Uns interessieren also die Zusammenhänge von Klassismus mit weiteren Herrschaftsverhältnissen. Dabei schauen wir in den Alltag und die Praxis der Sozialen Arbeit hinein: Was hat der Kampf um Wohnraum mit Klassismus zu tun? Wo ist die Verbindung zur Beerdigungspraxis in Berlin? Wie agierten Selbst-

organisierung von feministischem Mainstream der 1980er- und 1990er-Jahre in Deutschland gegen Klassismus und was können wir aktuell daraus lernen? Das sind einige der Fragen, die in dieser Ausgabe der »Quer« besprochen werden.

Neben den Texten zu Klassismus sind die aktuellen Infos aus dem Frauen*büro weiterhin ein fester Bestandteil der Quer. Die Blog-Schau ist leider entfallen, dafür beinhaltet diese Ausgabe Spoken Words von Women* of color aus Berlin. Die Texte sind im Probenprozess einer Theaterproduktion des Ballhaus Naunynstraße entstanden. Zusätzlich ist in diesem Heft ein interessanter Beitrag zum Thema (emotionale) Tränen und ihrer gesellschaftlichen Rolle, ihres Status und ihrer Verhandlung abgedruckt. Last but not least ist auch in dieser Ausgabe der Quer ein Glossar dabei, welches für ein besseres Verständnis der Fachbegriffe gedacht ist.

Viel Spaß beim (Quer-)Lesen, Stöbern und Entdecken unserer neuen Ausgabe wünscht

die Quer-Redaktion

Ausgabe 22 Wintersemester 2016/17

(K)LASS MICH!

Ungleichheitskategorie Klassismus

ISSN 1860-9805

Herausgeberin

Frauen*büro der Alice Salomon Hochschule Berlin

Redaktion

Debora Antmann, Jana Maria Knoop, Latifa Hahn, Jana Meincke, Aiko Takahashi

V.i.S.d.P.

Verena Meister (Frauen*beauftragte)

Alice Salomon Hochschule Berlin

Alice-Salomon-Platz 5

12627 Berlin

T. 030/ 99245-320/322

F. 030/ 99245-245

E-Mail: quer@ash-berlin.eu

Website: <https://www.ash-berlin.eu/profil/frauenbeauftragte/quer-gendermagazin/>

Layout und Satz

bureau zanko

zankoloreck.de

Auflage

1. Auflage 22/2016: 1600 Exemplare

Allgemeine Hinweise

Die QUER erscheint in der Regel einmal pro Jahr und ist online sowie als

Printausgabe kostenfrei im Frauen*büro an der ASH Berlin erhältlich.

Alle Rechte sind vorbehalten. Der Nachdruck ist nur mit schriftlicher Genehmigung

der Redaktion möglich. Dies gilt auch für die Aufnahme in elektronische

Datenbanken.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion

wieder. Die Redaktion und Autor_innen arbeiten ehrenamtlich. Wir freuen

uns über Zuschriften.

Bildnachweise:

S.37 Selfcare © Sacha Chua, Alle Rechte vorbehalten

S.38 Don't rain on my parade © Darren Smith, Alle Rechte vorbehalten

S.41 Demo2013Amsterdam © Jacqueline Contreras, Alle Rechte vorbehalten

S.42 CoringDeLosReyes; JacquelineContreras; TiaH © Jacqueline Contreras, Alle Rechte vorbehalten

03 Editorial**04 Impressum****06 Neues aus dem Frauenbüro****SCHWERPUNKT:
(K)LASS MICH! UNGLEICHHEITSKATEGORIE KLASSISMUS**

08 Wissenschaftliches Schreiben und Klassismus
von *Julia Roßhart*

12 Differenz als immanente Kategorie des Ökonomischen:
Betrachtungen zu Klasse und Gender im Werk von J. K. Gibson-Graham
von *Esra Erdem*

16 Wer ist betrauerbar? Klassismuskritische Interventionen gegen
ordnungsbehördliche Bestattungen in Berlin
von *Francis Seeck*

20 Kapitalismus und Heteronormativität – Eine notwendige Verbindung?
von *Eddi (Ester) Mehrrens*

23 **Comic:** Märchenstunde
von *Clara Rosa*

24 Prolesben und Arbeiter*innentöchter
von *Tanja Abou*

29 Mar_x gendern
von *Ann Wiesental*

33 **Veranstaltungshinweis:** Klassismus & Rassismus – Verwandtschaften und Verschränkungen
Audio-Dokumentation online!
von *Manuela Bauche, Anh Ngo und Anna Oelhaf*

ASH - Perspektiven

35 Tränen – Ausdrucksform einer ursprünglicheren Sprache?
von *Jana Maria Knoop*

39 Spoken Words
von *Latifa Hahn und Polina Aleksandrova*

41 **Film-Rezension**
»Kämpfen ist besser als gar nichts machen!«
Organisierung von Care-Arbeiter_innen im Kampf für ihre Rechte und Anerkennung
von *Aiko Takahashi*

43 Glossar

46 **Ausblick**
Call for Papers zu Gender & Körperpolitiken

NEUES AUS DEM FRAUENBÜRO



NEU BESETZT.

Im Laufe des Frühjahrs hat sich das Büro der Frauen*beauftragten neu zusammengewürfelt: Verena Meister ist in Elternzeit gegangen und Debora Antmann, vorher stellvertretende Frauen*beauftragte, hat das Hauptamt in Vertretung übernommen. Aiko Takahashi und Jana Maria Knoop bereichern als neue Stellvertreterinnen das Team und Latifa Hahn als studentische Mitarbeiterin. Jana Meincke, der Fels in der Brandung des Frauen*büros, bleibt dem Team weiterhin als Mitarbeiterin erhalten.

NEU GEFORSCHT.

Im Rahmen des Berliner Chancengleichheitsprogramms haben die Prorektorin Bettina Völter und das Büro der Frauen*beauftragten gemeinsam zwei Qualifizierungsstellen ab September ausgeschrieben. Ziel des Projekts »Konzept zur nachhaltigen Förderung der Berufswege und der wissenschaftlichen Qualifizierung von Frauen* an der Hochschule« (BwQF) ist die Vorbereitung, die Entwicklung und eine erste Umsetzung eines Konzepts zur nachhaltigen Förderung der Berufswege und der wissenschaftlichen Qualifizierung von Frauen* an der Hochschule. Dabei soll sich das Konzept eng an den Bedarfen von frei und nebenberuflich Lehrenden, von Wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen* in Drittmittelprojekten und von Promovierenden* an der ASH Berlin orientieren. Geplant ist, dass im ersten Projektjahr die bisherigen Erfahrungen im Bereich der Promotionsförderung erhoben und ausgewertet sowie die Ergebnisse der derzeit laufenden Studie zu den Arbeitsbedingungen der akademischen Mitarbeiterinnen* in Lehre und Forschung konzeptionell weiter gedacht werden. Darüber hinaus wird eine Tagung zum Thema »Promovieren an der ASH Berlin und anderen Hochschulen« mit Würdigung des BCP-geförderten Stipendienprogramms organisiert und durchgeführt. Im zweiten Jahr sollen die Erarbeitung eines Promotionskonzepts und eine zweite bundesweite Tagung zur Situation der akademischen Mitarbeiterinnen* an Hochschulen im Fokus stehen. Bis in das dritte Jahr hinein soll dann ein nachhaltiges und diversitätsbewusstes Konzept zur Verstetigung von Wegen zur Professionalisierung von Frauen* in wissenschaftlichen Tätigkeiten an Hochschulen entwickelt werden.

NEU GEHISST.

Am 24.06.2016 hat das Büro der Frauen*beauftragten mit dem Hissen der Regenbogenflagge anlässlich der Berliner Pride Weeks erneut ein klares Zeichen gegen die Diskriminierung von Lesben, Schwulen, Trans* und queeren Menschen und damit auch ein Zeichen für Solidarität, Sichtbarkeit und Widerstand gesetzt. Dabei hat sich das Team dafür entschieden, am tradi-

tionellen Termin festzuhalten und beim Verschieben der Pride Week in den Juli zugunsten der Fußball EM nicht mitzumachen. Die beiden Rednerinnen Jana Maria Knoop und Debora Antmann haben in ihren Beiträgen zudem darauf hingewiesen, wie wichtig ein klares Zeichen der Solidarität und des Widerstands genau jetzt ist, nachdem am 12.06.2016 im Nachtclub Pulse in Orlando, USA, der besonders von Latinx, Schwarzen Queers* und trans* Personen besucht wird, nach einer Geiselnahme mindestens 50 Menschen ermordet und weitere 53 verletzt wurden. Die Regenbogenflaggen bleiben einen Monat vor der Hochschule gehisst.

NEU BERATEN.

Seit dem letzten Semester bietet das Büro der Frauen*beauftragten nun endlich auch explizit Beratung für trans* Personen an. Unser Beratungsangebot richtet sich an alle Student_innen und Hochschulangehörige der ASH, deren Selbstbezeichnung sich auf einem trans* Spektrum bewegt. Wie Selbstbezeichnungen dabei aussehen und ob einer der trans*-Begriffe überhaupt passend ist, entscheiden Nutzer_innen selbst. Das Frauen*büro verwendet trans* mit Sternchen an dieser Stelle als Platzhalter für eine Vielzahl an Selbstbezeichnungsmöglichkeiten. Wir können bei Bedarf neben einer persönlichen Beratung (nach individueller Terminabsprache) auch die Möglichkeit einer Beratung per Telefon oder per E-Mail anbieten.

Die Beratung ist:

- ergebnisoffen
- kostenlos
- auf Wunsch anonym

Darüber hinaus vermitteln wir auch gerne einen Kontakt zu einem der weiterführenden Beratungsangebote in Berlin. Ansprechpartnerin ist Jana Maria Knoop.

JANA MARIA KNOOP

RAUM: 322

TERMINVEREINBARUNG PER MAIL:

MAIL: JANA.KNOOP@ASH-BERLIN.EU

WISSENSCHAFTLICHES SCHREIBEN UND KLASSISMUS

Die Hochschule, an der ich die ersten Semester verbrachte, war finanziell recht gut ausgestattet, die Kurse waren klein, Lehre wurde durchaus ernst genommen und durch Tutorien ergänzt. Schreibkurse, Schreibberatungen oder Übungen zu wissenschaftlichem Schreiben, das gab es allerdings nicht. Immerhin habe ich mehrmals ausführliche Feedbacks zu meinen Hausarbeiten erhalten. Im ersten Semester empfahl uns ein Professor, uns Schreibvorbilder zu suchen. Dass ich mir diesen Tipp gemerkt habe, liegt vielleicht an der überaus wichtigen Botschaft, die er enthielt, nämlich: Wissenschaftliches Schreiben ist erlernbar.

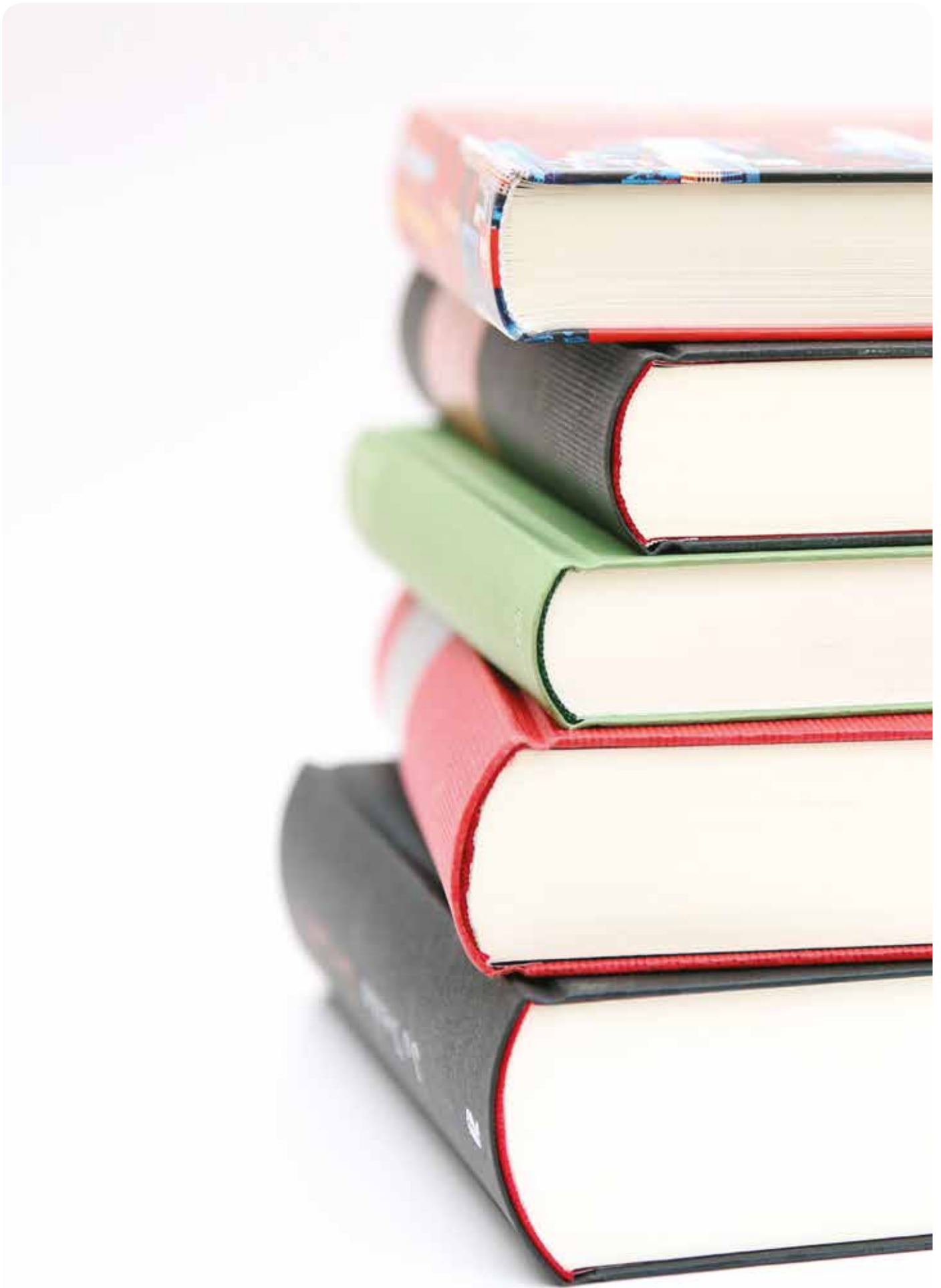
Das ist viel. Eigentlich war es an den Hochschulen der Nullerjahre nicht eben üblich, wissenschaftliches Schreiben als etwas zu behandeln, das gelernt werden kann (und muss). Inhalte und Forschungsmethoden wurden gelehrt, Schreiben und wissenschaftliche Rhetorik mussten gekonnt werden. Als Lernkonzept ohnehin wenig überzeugend, hat diese Vorstellung eine fatale Klassendimension. Denn wenn wissenschaftliches Schreiben (und Denken und Sprechen) als etwas vermittelt wird, das eine_r von sich aus kann oder eben nicht, haben diejenigen, die in einem akademischen Umfeld aufgewachsen sind, einen »psychologischen« Klassenvorteil.

Dazu muss ich ein kleines bisschen ausholen in Sachen Klassismus und Hochschule ... An der Hochschule willkommen und »richtig« zu sein und mitzubringen, was dafür notwendig ist – wenn die Eltern Studienabschlüsse in der Tasche, vielleicht sogar eine eigene Doktor_innenarbeit im Schrank stehen haben, mögen dies alles in allem naheliegende Grundannahmen sein. An der Hochschule angekommen, führen klassistische Zugangsbeschränkungen und Normen dazu, dass Studierende und Lehrende bildungsbürgerlicher Herkunft in der Mehrzahl sind und den Umgangston ebenso prägen wie wissenschaftliche Konventionen. Dagegen haben sich in den 80er- und 90er-Jahren ArbeiterInnen

terInnen an der Hochschule« zur Wehr gesetzt: Sie haben eigene Gruppen gegründet und sich über ihre (Bildungs-)Biografien und ihre Klassismus-Erfahrungen ausgetauscht; sie haben Tutorien und Informationsveranstaltungen organisiert und Abschlussarbeiten, Magazine und Bücher veröffentlicht. Dabei haben sie bildungsbürgerliche Normen in der Wissenschaft und im Hochschulalltag aufgezeigt und kritisiert (vgl. Abou 2015; Roßhart 2016, Kapitel 9).

Das Sich-zu-Hause-Fühlen im Seminarraum ist nach wie vor ungleich verteilt, und das wirkt sich auch auf das Schreiben aus. Für Studierende nicht-akademischer Herkunft kann wissenschaftliches Schreiben mit bestimmten Ängsten und Unsicherheiten besetzt sein. Negative Schreiberfahrungen (schlechte Noten, Schreibschwierigkeiten, negative Rückmeldungen) stellen schneller die eigene Identität als Student_in oder Wissenschaftler_in infrage; sie können die Grundangst, »nicht richtig« zu sein an der Hochschule, verstärken. Fehler können als Bedrohung wahrgenommen werden, als etwas, das die eigene nicht bildungsbürgerliche Herkunft »verraten« könnte.

Dazu kommt: Wissenschaftlich schreiben heißt für Personen aus nicht akademischen Herkunftsmilieus, eine Art des Schreibens zu kultivieren, mit der das Herkunftsumfeld häufig wenig anfangen kann. Des ausschließenden Charakters wissenschaftlicher Schreibnormen sind sie sich häufig schmerzlich bewusst. Die widerstreitenden Ansprüche an das eigene Schreiben können zu Sprachlosigkeit und Schreibhemmungen führen – aber auch zu innovativen Formen wissenschaftlichen Schreibens, die der Verantwortung, »sich verständlich zu machen« (Castro Varela 2003, S. 113), Rechnung tragen. Personen aus der Armut- oder Arbeiter_innenklasse haben kein »Defizit«, was wissenschaftliches Schreiben »an sich« angeht. Sie müssen es lernen, wie alle anderen auch. Aber unter den gegebenen Umständen ist wissenschaftliches Schreiben mit bestimmten



(Klassen-)Normen verbunden, häufig angstbesetzt und mit Unsicherheiten oder Abwehr verknüpft, die sich negativ auswirken können. Die Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge dürfte das Problem verschärft haben: Für das Schreibenlernen bleibt weniger Zeit, bevor es »ernst« wird, bevor die Abschlussarbeit ansteht. Es gibt aber auch positive Entwicklungen: An den Hochschulen und außerhalb entstehen mehr und mehr Schreibberatungen, es gibt Schreibsprechstunden, und Studierende können sich als Peer-Schreibberater_innen ausbilden lassen. Langsam scheint sich – endlich – die Vorstellung durchzusetzen, dass wissenschaftliches Schreiben keine (bildungsbürgerliche) Charaktereigenschaft ist, sondern eine erlernbare Fähigkeit. Ein Handwerk.

Allein dadurch wird sich Klassismus an den Hochschulen nicht in grundlegendem Maße abbauen lassen.

Aber es ist ein Anfang.

Julia Roßhart ist freie Lektorin und Schreibberaterin für wissenschaftliches Schreiben. Außerdem publiziert sie zu Feminismus, Klasse, Diskriminierung und Empowerment. Sie hat Soziologie studiert und in den Gender Studies promoviert. Im Frühjahr 2016 erscheint ihre Dissertation als Buch: *Klassenunterschiede im feministischen Bewegungsalltag. Anti-klassistische Interventionen in der Frauen- und Lesbenbewegung der 80er und 90er Jahre in der BRD*. Sie schreibt, berät und gärt in Berlin.

Informationen und Tipps zum Weiterlesen

HILFREICHES, INSPIRIERENDES BUCH FÜR DAS SCHREIBEN WISSENSCHAFTLICHER ABSCHLUSSARBEITEN (UND DISSERTATIONEN): WOLFSBERGER, J. (2016): *Frei geschrieben: Mut, Freiheit und Strategie für wissenschaftliche Abschlussarbeiten* (4. Auflage). Stuttgart: UTB.

WEBSEITE DER GESELLSCHAFT FÜR SCHREIBDIDAKTIK UND SCHREIBFORSCHUNG: <http://www.schreibdidaktik.de/index.php/schreibdidaktik-und-schreibberatung>.

BLOG ZUM THEMA KLASSISMUS: clararosa.blogspot.de

AUSGABE DES ONLINEMAGAZINS MIGRAZINE.AT ZUM THEMA KLASSISMUS: <http://migrazine.at/ausgabe/2014/2>.

BUCH ZU LESBISCH-/FEMINISTISCHEN INTERVENTIONEN GEGEN KLASSISMUS: ROSSHART, J. (2016): *Klassenunterschiede im feministischen Bewegungsalltag. Anti-klassistische Interventionen in der Frauen- und Lesbenbewegung der 80er und 90er Jahre in der BRD*. Berlin: w_orten & meer.

Literatur

ABOU, T. (2015): *Prololesben und Arbeiter*innentöchter. Interventionen in den feministischen Mainstream der 1980er und 1990er Jahre*. In: *Kurswechsel*, Nr. 4 (Dezember 2015).

CASTRO VARELA, M. (2003): *Vom Sinn des Herum-Irens. Emanzipation und Dekonstruktion*. In: Koppert, Claudia/Selders, Beate (Hrsg.): *Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen* (S. 91–115). Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.

ROSSHART, J. (2016): *Klassenunterschiede im feministischen Bewegungsalltag. Anti-klassistische Interventionen in der Frauen- und Lesbenbewegung der 80er und 90er Jahre in der BRD*. Berlin: w_orten & meer.





DIFFERENZ ALS IMMANENTE KATEGORIE DES ÖKONOMISCHEN:

Betrachtungen zu Klasse und Gender im Werk von J. K. Gibson-Graham

Mit diesem Artikel soll das Werk der feministischen Postkapitalismus-Theoretikerin J. K. Gibson-Graham¹ dem deutschsprachigen Publikum einführungsvorgestellt werden. Anhand der zwei Schlüsselpublikationen *The End of Capitalism (as we knew it)* sowie *A Postcapitalist Politics* soll insbesondere ihr Beitrag zur Weiterentwicklung der feministischen und marxistischen Ökonomiekritik in den Fokus gestellt werden.

In diesem Sinne kann dieser kurze Aufsatz keinerlei Anspruch darauf erheben, dem Umfang und der Komplexität des Gibson-Grahamschen Werkes gerecht zu werden. Auch eine Diskussion der vielfältigen Forschungsprojekte, die im Rahmen der internationalen Assoziation *Community Economies Research Network (CERN)* den Gibson-Grahamschen Ansatz weiterentwickeln und in neue gesellschaftspolitische Kontexte transportieren, würde den Rahmen dieser Einführung sprengen. An dieser Stelle sei lediglich darauf hingewiesen, dass *CERN* insbesondere auch in aktuellen Debatten zum Thema sozial-ökologische Nachhaltigkeit wichtige Impulse liefert (als Stichpunkte seien hier Krise des Anthropozäns, Postdevelopment und die Postwachstums-gesellschaft genannt).²

Wie eingangs erläutert, stellt die kritische Auseinandersetzung mit Geschlechter- und Klassenverhältnissen einen wichtigen Ausgangspunkt für das Denken von Gibson-Graham dar. Im Folgenden sollen drei miteinander verschränkte theoretische Entwicklungslinien näher betrachtet werden:

I. DIE ARTIKULATION EINES QUEERTHEORETISCH INSPIRIERTEN VERSTÄNDNISSES VON ÖKONOMIE

II. DIE NEUVERORTUNG DES MARXSCHEN KLASSENBEGRIFFS IN EINEM ÖKONOMISCHEN MODELL MIT MULTIPLEN DIFFERENZKATEGORIEN

III. DIE ÖFFNUNG POSTKAPITALISTISCHER HANDLUNGSSPIELRÄUME NACH DEM VORBILD DER FRAUENBEWEGUNG

¹ J. K. Gibson-Graham ist das Pseudonym der Geografinnen Julie Graham und Katherine Gibson, die sich im Zuge ihrer langjährigen Zusammenarbeit entschlossen haben, unter einem Bindestrichenamen zu veröffentlichen, um so auch gängige Formate der Aneignung von Autor*innenschaft im Wissenschaftsbetrieb infrage zu stellen.

² Näheres zu Personen, Publikationen und Multimedia-Ressourcen ist abrufbar unter www.communityeconomies.org

MIT QUEER THEORIE DAS ÖKONOMISCHE NEU DENKEN

Inspiziert durch Queer Theorie und der kritischen Auseinandersetzung mit der binären Konstruktion von Gender, artikuliert Gibson-Grahams (1996) erstes Buch *The End of Capitalism (as we knew it)* eine radikale Infragestellung der Grenzen und Kategorien des Ökonomischen. Insbesondere argumentiert sie gegen eine Trennlinie zwischen dem Ökonomischen und Nichtökonomischen, die insbesondere die monetäre Sphäre, die Warenproduktion und die Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt stellt. Der marxistischen Gesellschaftsanalyse attestiert sie dabei eine Kapitalismuszentriertheit (capitalocentrism), wonach der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit erkenntnistheoretisch und politisch privilegiert und dabei das männlich dominierte Industrieproletariat zur Schlüsselfigur einer klassengeleiteten gesellschaftlichen Transformation deklariert wird. Anhand mehrerer Beispiele zeigt Gibson-Graham auf, wie Kapitalismuszentriertheit den Blick auf das Ökonomische drastisch einengt: Nicht kapitalistische, nicht monetäre Formen des Wirtschaftens und alternative Logiken ökonomischen Handelns werden als Übergangsformen oder skurrile Randerscheinungen marginalisiert, begrifflich unter der kapitalistischen Marktwirtschaft subsumiert bzw. gänzlich außerhalb des Feldes des Ökonomischen verwiesen.

Erkenntnisse aus der feministischen Ökonomiekritik, die sich wie ein roter Faden durch das Gibson-Grahamsche Werk ziehen, bilden auch die Grundlage für die oben beschriebene Kritik an marxistischer Theorie. Gleichzeitig läuft die feministische Perspektive jedoch laut Cameron und Gibson-Graham (2003) Gefahr, durch dichotome Denkstrukturen und die Vernachlässigung der Klassendimension ihr transformatives Potenzial einzubüßen. Beispielsweise lässt die Gegenüberstellung von bezahlter und unbezahlter Arbeit (insbesondere auch zugunsten des Ersteren) oftmals wenig Raum für theoretische Akzentuierungen und alternative Vorstellungen von Arbeit. Zweifelsohne ist der Kampf gegen genderspezifische Schief lagen auf dem Arbeitsmarkt auch heute noch nicht ausgefochten. Dennoch plädiert Gibson-Graham dafür, einen nach ethischen Prinzipien geleiteten umfassenden Aushandlungsprozess einzufordern, der die unterschiedliche Positionierung ökonomischer Subjekte hinsichtlich ihrer Ziele, Interessen und Ressourcen transparent macht und somit das ökonomische Alltagsleben wieder stärker zum Politikum erhebt.

DER MARXSCHER KLASSENBEGRIFF IM KONTEXT MULTIPLER DIFFERENZKATEGORIEN

Ein solcher Aushandlungsprozess stellt einerseits eine Öffnung im Sinne einer intersektionalen Analyse des Ökonomischen dar. Da Klasse nicht länger als dominante soziale Kategorie (bzw. als Hauptwiderspruch) postuliert werden kann, relativiert sich auch das Gewicht, das dem klassenanalytischen Ansatz zuteil wird. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Klassendimension außer acht gelassen werden darf. Im Gegenteil: Wenn Klassenverhältnisse und -zugehörigkeiten nicht mehr ausschließlich vom Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit ableitbar sind, können sie in ihrer fragmentarischen Zusammensetzung die multiplen, oftmals widersprüchlichen Positionierungen der Subjekte im ökonomischen Feld viel besser widerspiegeln.

In diesem Sinne ist auch Gibson-Grahams konstruktive Kritik marxistisch-feministischer Theorien lesbar. Einerseits würdigt sie diese Analysen für die theoretische Herausarbeitung des Verhältnisses zwischen patriarchalen Gesellschaftsstrukturen und kapitalistischer Produktionsweise. An der sogenannten Reproduktionsdebatte wird andererseits jedoch kritisiert, dass die Frage der genderspezifischen Arbeitsteilung und Ausbeutung im Haushalt aus einem funktionalistischen Blickwinkel, also primär hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf das Verhältnis von Kapital und Arbeit, gedacht wird. Im Gegensatz dazu plädiert Gibson-Graham, in Anlehnung an Fraad, Resnick und Wolff (1994), für einen differenzierten (sprich nicht kapitalismuszentrierten) Klassenbegriff, der sich an der Frage der Produktions- und Aneignungsbedingungen von Mehrwert/Mehrarbeit in diversen ökonomischen Räumen (beispielsweise auch dem Haushalt) orientiert, dabei aber die jeweilige Eigenlogik dieser Räume sowie die intersektionale Positionierung der ökonomischen Subjekte nicht vernachlässigt. Leitende diesbezügliche Fragestellungen wären: Wer produziert Mehrwert/Mehrarbeit? Wer eignet ihn sich an und bestimmt über seine Verteilung? Wie können diese ökonomischen Prozesse demokratischer gestaltet werden?

Unter der Überschrift »queering the economy« ist so ein facettenreiches Projekt zur Etablierung von Differenz als immanente Kategorie des Ökonomischen entstanden. In *A Postcapitalist Politics*, dem zweiten Buch von Gibson-Graham (2006), wird diese queer inspirierte Öffnung des ökonomischen Diskurses in ein theoretisches Modell überführt. Die empirischen Fallstudien, die die theoretische Arbeit begleiten, veranschaulichen dabei ein breites Spektrum an ökonomischen Subjektpositionen, Praktiken und Handlungslogiken. Um ein Beispiel zu nennen, ordnet Gibson-Graham Kinderbetreuungsangebote in Australien in ein Schaubild ein, das dem Prinzip »reading for difference

rather than dominance« folgend, nicht nur die gängige Unterscheidung zwischen Kinderbetreuung als kommerzieller Dienstleistung versus unbezahlter Sorgearbeit der Bezugspersonen wiedergibt. Die Vielzahl an weiteren Einträgen verdeutlicht, wie wichtig es ist, ein begriffliches Repertoire zu entwickeln, das die Bandbreite an unterschiedlichen Organisationsformen der Kinderbetreuung von betriebsinternen Kindertagesstätten bis hin zu Erzieher*innenkollektiven, Tagesmüttern, Au pairs oder Tauschringen theoretisch widerspiegelt (S. 72ff).³

POSTKAPITALISMUS WAGEN!

Abschließend soll kurz auf den Konnex zwischen der wissenschaftlichen und aktivistischen Ebene in Gibson-Grahams Ökonomiekritik eingegangen werden. Wie der denkwürdige Aufsatz »Waiting for the Revolution, or How to Smash Capitalism while Working at Home in Your Spare Time« aufzeigt, bildet die fe-

ministische Perspektive auch in dieser Hinsicht eine Inspirationsquelle für Gibson-Graham. In dem Text beschreibt Gibson-Graham wie ihr marxistisches Selbst oftmals sehnsüchtig auf ihr feministisches Ich blickt. Denn im Gegensatz zur politischen Ohnmacht der Linken sei es der Frauenbewegung gelungen, sowohl im persönlichen Leben als auch auf der gesellschaftlichen Ebene patriarchale Machtverhältnisse spürbar zu destabilisieren:

»MY FEMINISM RESHAPES THE TERRAIN OF MY SOCIAL EXISTENCE ON A DAILY BASIS. WHY CAN'T MY MARXISM HAVE AS ITS OBJECT SOMETHING THAT



Foto von Kathie Gibson & Julie Graham

³ Siehe bspw. auch die an Gibson-Graham angelehnte Fallstudie von Pavlovskaya (2004) zu den komplexen Existenzsicherungsstrategien Moskauer Haushalte sowie die Analyse von Van der Veen (2001) über die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit in den USA von Ausbeutung bis hin zu kollektiver Selbstbestimmung.

I AM INVOLVED IN RECONSTRUCTING EVERY DAY? WHERE IS MY LIVED PROJECT OF SOCIALIST CONSTRUCTION?« (GIBSON-GRAHAM 1993, 10)

Tatsächlich spielen die partizipative Aktionsforschung und die Frage nach der Umsetzbarkeit konkreter postkapitalistischer Alternativen im Hier und Jetzt eine zunehmend wichtige Rolle in den Arbeiten von Gibson-Graham und des *Community Economies Research Network*. Nach dem Motto »start where you are!« werden in Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Akteuren gemeinwesenorientierte nachhaltige Prozesse der wirtschaftsdemokratischen Selbstorganisation konzipiert und erprobt.⁴

Als wesentliche Unterschiede zu gängigen Ansätzen sind folgende Aspekte hervorzuheben: Erstens wird das Ökonomische als ein fluides Feld heterogener Praktiken und Subjektpositionen begriffen, die insbesondere auch mannigfaltige nicht kapitalistische, nicht marktförmige bzw. nicht monetäre ökonomische Praktiken umfassen. Die Wertschätzung der in den jeweiligen Communities vorhandenen lokalen materiellen und immateriellen Ressourcen (wozu eben auch die nicht unmittelbar vermarktbareren Kompetenzen zählen) ist ein wesentlicher Bestandteil dieser Herangehensweise. Zweitens wird auch in der Aktionsforschung darauf geachtet, dass es stets Raum zur Aushandlung potenziell unterschiedlicher Zielsetzungen, Interessen, Ressourcen und Machtpositionen gibt. Dilemmata und Interessenskonflikte in kollektiven Entscheidungsprozessen werden dabei nicht als eine zu vermeidende Schwäche begriffen; vielmehr findet Konfliktfähigkeit als eine unverzichtbare Qualität des Politischen Anerkennung (Cameron und Gibson 2001).

Mit anderen Worten:

Das Ökonomische ist stets politisch!

Esra Erdem ist Professorin für Sozialökonomie und Sozialmanagement an der ASH.

Literatur:

- CAMERON, J. UND J. K. GIBSON-GRAHAM (2003). »Feminising the Economy: metaphors, strategies, politics«. In: *Gender, Place & Culture* 10(2), 145-157.
- CAMERON, J. UND K. GIBSON (2001). *Shifting Focus: Alternative Pathways for Communities and Economies*. Abrufbar unter: <http://communityeconomies.org/site/assets/media/old%20website%20pdfs/action%20research/Shifting%20Focus.pdf> (zuletzt abgerufen am 13.04.2016)
- FRAAD, H., S. RESNICK UND R. WOLFF (1994). *Bringing It All Back Home: Class, Gender & Power in the Modern Household*. London: Pluto Press.
- GIBSON-GRAHAM, J. K. (1993). »Waiting for the Revolution, or How to Smash Capitalism while Working at Home in Your Spare Time«. In: *Rethinking Marxism* 6(2), 10-24.
- GIBSON-GRAHAM, J. K. (1996). *The End of Capitalism (as we knew it)*. Oxford: Blackwell Publishers.
- GIBSON-GRAHAM, J. K. (2006). *A Postcapitalist Politics*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- PAVLOVSKAYA, M. (2004). »Other Transitions: Multiple Economies of Moscow Households in the 1990s«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 94(2), 329-351.
- ROELVINK, G., K. ST. MARTIN UND J. K. GIBSON-GRAHAM (HRSG.) (2015). *Making Other Worlds Possible: Performing Diverse Economies*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- VAN DER VEEN, M. (2001). »Beyond Slavery and Capitalism: Producing Class Difference in the Sex Industry«. In: J. K. Gibson-Graham, S. Resnick, R. Wolff (Hrsg.). *Class and Its Others*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

⁴ Exemplarisch seien hier die Gründung von Genossenschaften in deindustrialisierten Regionen der USA und Australiens sowie die Zusammenarbeit mit einer Organisation migrantischer Haushaltsarbeiterinnen in Hong Kong aufgeführt, die ihre Ersparnisse zur Entwicklung von Frauenkollektiven in den Philippinen bündeln (Gibson-Graham 2011; Roelvink und Gibson-Graham 2015).

WER IST BETRAUERBAR?

Klassismuskritische Interventionen

gegen ordnungsbehördliche Bestattungen in Berlin

»Parkfriedhof Neukölln: Vor den Feierhallen steht ein Notenständer mit einem Zettel, der den Ablauf der ordnungsbehördlichen Bestattung erläutert: »Beisetzungen am 24.6.2015: 10:45 Waltraud Seining; 10:46 Waltraud Hartmann.; 10:47; Lieselotte Fitsch; 10:48 Karlheinz Köhne.; 10:49 Andreas Draude!«. Neben dem Notenständer steht der Bollerwagen, in dem die fünf Urnen zum Grab transportiert werden. Wir gehen zur »Grünen Wiese«. Fünf ausgebuddelte Löcher, davor wurde grüner Kunstrasen ausgelegt, auf der linken Seite stehen zwei Schubkarren voll mit Erde. Um 10:45 Uhr kommt der Trauerzug, dieser besteht aus dem Friedhofsgräber und einem Trauer-gast« (Seeck, 2016, 25).

Diese Feldnotizen geben einen Einblick in das weitgehend tabuisierte Thema meiner Masterarbeit, in der ich mich machtkritisch mit der Logik ordnungsbehördlicher Bestattungen auseinandersetze. Auf der Grundlage ethnografisch erhobener Daten analysierte ich Praktiken und Initiativen, die im Kontext dieser anonymen und behördlich organisierten Bestattungen versuchen, Räume des Trauerns und des Abschiednehmens zu schaffen. Ich führte teilnehmende Beobachtungen bei ordnungsbehördlichen Bestattungen auf dem Parkfriedhof Neukölln sowie am *Grab mit vielen Namen* in Berlin-Kreuzberg durch. Ergänzend interviewte ich Aktivist_innen², Angehörige, einen Bestatter und eine Mitarbeiterin des Gesundheitsamts Neukölln.

In dem folgendem Artikel werde ich herausarbeiten, inwiefern (ordnungsbehördliche) Bestattungen von Klassismus und Heteronormativität durchzogen sind. Anschließend zeige ich klassismuskritische Interventionen auf.

WAS SIND ORDNUNGS-BEHÖRDLICHE BESTATTUNGEN?

Menschen werden in Deutschland ordnungsbehördlich bestattet, wenn sie keinen Bestattungsvorsorgevertrag³ abgeschlossen haben und das zuständige Ordnungs- oder Gesundheitsamt innerhalb von einem kurzen Zeitraum, der in Berlin sieben Tage beträgt, keine bestattungspflichtigen Angehörige ausfindig macht. In Berlin werden jährlich ca. 2000 bis 2500 Menschen ordnungsbehördlich bestattet (vgl. Schäfer, 2013).

Insbesondere arme Menschen und Menschen, die relativ isoliert oder abseits von ›klassischen‹ Kleinfamilien leben, sind von dieser staatlichen Beerdigungspraxis betroffen. Die Beerdigungen sind anonym. Die Bezirksämter finanzieren weder Grabsteine, noch Trauerhallen oder Blumenschmuck. Teilweise, wie z.B. in dem Berliner Bezirk Neukölln, finden die Beisetzungen monatlich als Sammelbeerdigungen im Minutentakt statt.

Während meiner Forschung kam ich insbesondere mit den Lebensgeschichten von ordnungsbehördlich bestatteten Menschen in Kontakt, die arm und wohnungslos lebten und aufgrund zugeschriebener Alkoholabhängigkeit oder psychischer ›Erkrankungen‹ marginalisiert wurden.

Die behördliche Praxis im Kontext von ordnungsbehördlichen Bestattungen ist neben Klassismus von Heteronormativität durchzogen. So informieren Mitarbeiter_innen der Gesundheits- und Ordnungsämter Berlins, ausschließlich bestattungspflichtige⁴ Angehörige über den Tod. Dazu zählen »der Ehegatte oder der

1 Da für mich keine Möglichkeit bestand, das Einverständnis der Verstorbenen einzuholen, habe ich aus forschungsethischer Überlegung die Nachnamen verändert, um Anonymität zu gewährleisten.

2 Ich verwende in dem vorliegenden Artikel das Gender_Gap, um einen Raum zwischen den beiden binären Geschlechtern zu eröffnen (vgl. Herrmann, 2003).

3 Ein Bestattungsvorsorgevertrag kann mit den meisten Bestattungsinstituten abgeschlossen werden. Hier kann die Art der Bestattung entschieden werden und die Finanzierung der Bestattung wird meistens durch ein Treuhandkonto abgesichert. Weitere Möglichkeiten sind das Verfassen einer Bestattungsverfügung oder der Abschluss einer Versicherung (vgl. memento Bestattungen, o. D.).

4 Die Frage der Bestattungspflicht ist ein Feld der Auseinandersetzung. In einigen Bundesländern wie Berlin sind eingetragene Lebenspartner_innen eingeschlossen, in anderen zusätzlich „Partnerin/Partner einer auf Dauer angelegten nichtehelichen Lebensgemeinschaft“ (Widmann Bestattungen, o. D.).



Ordnungsbehördliche Bestattung auf dem Parkfriedhof Neukölln.

Lebenspartner einer eingetragenen Lebenspartnerschaft, die volljährigen Kinder, die Eltern, die volljährigen Geschwister, die volljährigen Enkelkinder, sowie die Großeltern« (Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales, 2007). Freundschaften und soziale Bezüge jenseits von Herkunftsfamilie und »klassischen Kleinfamilien« werden nicht über den Tod des Menschen informiert.

WELCHEN EINFLUSS HAT KLASSISMUS AUF BESTATTUNGEN?

Bestattungen sind in Deutschland eine Praktik, die von Machtverhältnissen, insbesondere Klassismus, geprägt sind. Klassismus verstehe ich angelehnt an Andreas Kemper und Heike Weinbach als individuelle, institutionelle und kulturelle Diskriminierung und Unterdrückung aufgrund des tatsächlichen oder zugeschriebenen sozial- oder bildungspolitischen Status eines Menschen (Kemper & Weinbach, 2009).

Die Diskriminierung von beispielsweise Erwerbslosen, Armen, Haushaltsarbeiter_innen, Wohnungslosen funktioniert auf verschiedenen Ebenen, u.a. durch die Abwertung von Lebensformen, der Individualisierung von Armut, sowie Institutionalisierung, z.B. durch Hausordnungen, Vorschriften, Gesundheitspolitik (Kemper & Weinbach, 2009, S. 30)

Auch das Feld der Bestattungskultur und -politik reproduziert Klassismus. Historisch und aktuell wurde und wird die soziale Ausgrenzung von Menschen im Leben auch auf dem Friedhof sichtbar. Barbara Happe schreibt zu der Bedeutung des Grabes im Mittelalter: »Aus der Lage und damit der Nähe der Gräber zum Altar konnte jeder auf den sozialen Rang eines Bestatteten schließen« (Happe, 2012, S. 24). Gleichzeitig war lange Zeit ein zeichenhaftes, d.h. mit Namen versehenes Einzelgrab, ein Privileg, das nur einem kleinen Teil der Bevölkerung zukam (vgl. ebd. S. 67).

Die Bestattungskultur ist auch historisch von Heteronormativität geprägt. Seit dem 19. Jahrhundert wurde es zur Norm, Bestattungen im Kreis der Herkunftsfamilie zu organisieren: »Familiäre Trauer wurde, dem Ideal der romantischen Liebe entsprechend, ergreifend und tränenreich inszeniert, um das Andenken der Dahingegangenen zu wahren« (Fenske & Hampf, 2012, S. 145).

Aktuell sind ordnungsbehördliche Bestattungen im Kontext einer zunehmenden Neoliberalisierung des Sterbens zu verstehen. 2004 wurde das Sterbegeld der gesetzlichen Krankenkassen abgeschafft, welches 1000 Euro im Todesfall bereitstellte. Im Sinne des »Projektes Lebensende« (Schneider, 2014, S. 130) werden Menschen nun aufgefordert vorzusorgen und das eigene Lebensende zu planen. Menschen, die ordnungsbehördlich bestattet werden, würden diesem Vorsorgeaufruf nicht nachkommen.



Feierhallen Parkfriedhof Neukölln. Links der Bollerwagen mit Urnenkasten. Rechts der Notenständer mit Informationen zum Ablauf der ordnungsbehördlichen Bestattung.

INTERVENTIONEN

Das *Grab mit vielen Namen* in Berlin-Kreuzberg wurde 2002 von der Gemeinde Heilig Kreuz-Passion ins Leben gerufen und organisiert Trauerräume und namentliche Bestattungen als Intervention gegen ordnungsbehördliche Bestattungen. Bis zum Oktober 2015 wurden 42 Menschen in dem Grab beigesetzt. Die Aktivist_innen schreiben auf der Homepage des *Grab mit vielen Namen*: »Wir wollen die Erinnerung an verstorbene Obdachlose und Arme wach halten« (Heilig Kreuz-Passion, 2015).

Eine Strategie, die jene Akteur_innen verfolgen, ist die namentliche Erinnerung. So werden die Namen der Verstor-

benen nicht nur bei der Trauerfeier genannt, sondern auch in den Grabstein eingraviert und auf die Homepage gestellt. Judith Butler betont in ihren Texten bezüglich Unbeträuerbaren die Bedeutung von namentlicher Nennung als eine wichtige Form der Anerkennung, insbesondere wenn Menschen namenlos wurden (Butler, 2012, S. 12). Viele der Verstorbenen im *Grab mit vielen Namen* lebten jahrelang marginalisiert, wurden teilweise bei Jobcentern oder Lebensmittelausgaben als Nummer und Leistungsempfänger_innen aufgerufen und diskriminiert.

Aus intersektionaler und queerer Perspektive sehe ich die Praxis namentlicher Beerdigungen komplexer. Werden Namen auf die Grabsteine eingraviert, die in den Dokumenten genannt werden, oder selbstgewählte Namen? Bei Trans*, Inter* und genderqueeren Menschen, die keine Namensänderung vorgenommen haben, ist die Verwendung des Passnamens strukturell diskriminierend und führt damit auch zu einem Ausblenden von Trans*, Inter* und genderqueeren Lebensgeschichten. Die Idee, der Nennung des durch Eltern oder andere gegebenen, nicht selbst gewählten Vornamens bei der Beerdigung stellt eine cis⁵-Norm dar. Manche Namen werden beim Erhalt des deutschen Passes durch Behörden auch »eingedeutscht«. Diese rassistische Praxis wird nach dem Tod fortgeführt. Auch viele Menschen, die auf der Straße leben, verwenden einen anderen Namen als den Passnamen. Beim *Grab mit vielen Namen* wird wie bei »Hotte« Hädrich (29.12.1949–19.12.2012) auch der Name, den der_die Verstorbene auf der Straße verwendet hat, erinnert.



Das Grab mit vielen Namen in Berlin Kreuzberg

⁵ Cis- (lateinisch) ist das Gegenteil von trans*. Menschen mit ungebrochener Geschlechtsidentität, -rolle und -zuordnung seit der Geburt, werden als cis-Männer oder cis-Frauen bezeichnet (Gregor, 2015, S. 16). Eine cis-Norm bezeichnet, die Norm, die „cis“ als das „Normale“ herstellt und trans* als Abweichung.

WER BLEIBT UNBETRAUERBAR? INTERSEKTIONEN VON GESCHLECHT UND KLASSE

Während meiner Forschung kam ich ausschließlich mit Lebensgeschichten von cis-männlichen Menschen in Kontakt, die ordnungsbehördlich bestattet wurden. Angelehnt an Urmila Goels und Alice Steins Theoretisierungen zu intersektionalen Ausblendungen würde ich die These aufstellen, dass gerade die soziale Positionierung von trans*menschen und cis-Frauen, die ordnungsbehördlich bestattet wurden, durch das Zusammenwirken von mehreren Machtverhältnissen unsichtbar wurden (Goel & Stein, 2012, S. 7).

Die Verstorbenen, denen im *Grab mit vielen Namen* gedacht wird, repräsentieren größtenteils marginalisierte cis-Männlichkeiten. Angelehnt an Raewyn Connell, sind Männlichkeitskonzeptionen nur im Zusammenspiel mit anderen Strukturen wie class, race oder ability zu denken. Auch heterosexuelle cis-Männer können aus dem Kreis der hegemonialen Männlichkeit ausgestoßen werden (Connell, 2012 [1995], S. 169). So könnte die Mehrzahl der im *Grab mit vielen Namen* bestatteten cis-Männlichkeiten aufgrund von Klassismus und Ableismus der Norm des autonomen, versorgenden, starken, gesunden cis-Mannes nicht entsprechen.

FAZIT

Nicht alle Menschen sind gleichermaßen betrauerbar. Betrauerbarkeit wird gesellschaftlich hergestellt, z.B. über Rassismus, Klassismus, Ableismus und Heteronormativität. Judith Butler betont die ungleiche Verteilung von Betrauerbarkeit und fragt: »Who counts as human? Whose lives count as lives? And finally, what makes for a grievable life?« (Butler, 2004, S. 20).

Die Praxis ordnungsbehördlicher Bestattungen ist von Klassismus und Heteronormativität durchzogen. Klassismuskritische Interventionen, wie die Praxis des *Grab mit vielen Namen* schaffen alternative Trauerräume abseits von Herkunftsfamilien, in denen Menschen, die aufgrund von Klassismus diskriminiert wurden, namentlich erinnert werden. Auch bei ordnungsbehördlichen Bestattungen auf dem Parkfriedhof Neukölln finden klassismuskritische Interventionen statt, allerdings auf eine weniger sichtbare Weise. Friedhofsmitarbeiter_innen öffnen heimlich Türen von Kapellen oder Feierhallen und stellen diese Trauergästen zur Verfügung, Trauergäste legen namentliche selbstgestaltete Erinnerungsstücke auf anonyme Wiesen und kommen miteinander über die Praxis der ordnungsbehördlichen Bestattungen ins Gespräch.

Francis Seeck ist queere Poverty-Class Akademiker_in, Poesie Pädagog_in, Spoken Word Künstler_in und Antidiskriminierungs-Trainer_in. Francis Seeck hat Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaften studiert. Er_sie promoviert am Institut für Europäische Ethnologie (Berlin) an der Schnittstelle von Queerer Ethnografie und Transgender Studies zu »Mehr als pinke Schaumbäder« – Kollektive Trans* und Gender-queere Self_Care-Praktiken zwischen Empowerment und Neoliberalisierung.«

Literaturverzeichnis

- BUTLER, J. (2004): Precarious life. The Powers of Mourning and Violence. London: Verso.
- BUTLER, J. (2012): Can one lead a good life in a bad life? Adorno Prize Lecture. url: https://files.wordpress.com/2012/10/butler_adorno_prize.pdf (1.8.2015)
- CONNELL, R.W. (2012 [1995]): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. In F. Schlößer & F. Bergmann (Hrsg.), Gender Studies (S. 158–174). Bielefeld: transcript.
- FENSKE, U. & HAMPF, M. (2012): Sterben. In E. Bischoff & U. Fenske et. al. (Hrsg.), What can a body do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften (S. 1402156). Frankfurt a. Main: Campus.
- GOEL, U. & STEIN, A. (2012): Mehr als nur ein Machtverhältnis – machtkritische Bildung und Zugänge zu Intersektionalität. url: <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesselfeldtexte/goelstein/> (01.08.2015)
- GREGOR, A. (2015): Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie. Bielefeld: transcript.
- HAPPE, B. (2012): Der Tod gehört mir. Die Vielfalt der heutigen Bestattungskultur und ihre Ursprünge. Berlin: Dietrich Reimer.
- HEILIG-KREUZ-PASSION (2015): Grab mit vielen Namen. url: <http://www.heiligkreuz-passion.de/soziales/ueberwindung-von-armut/grab-mit-vielen-namen> (15.8.2015)
- HERRMANN, S. (2003): Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: *arranca!* Nr. 28, 22–26.
- KEMPER, A. & WEINBACH, H. (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast.
- KEMPER, A. (2009): Klassismus gegen Obdachlose. Zur Unsichtbarkeit der Obdachlosenfeindlichkeit in der Marktgesellschaft. url: <https://andreakemper2.wordpress.com/article/klassismus-gegen-obdachlose-8bgikaqot3ts-49/> (15.7.2015)
- MEMENTO BESTATTUNGEN (O.D.): Vorsorge. url: <http://www.memento-bestattungen.de/index.php/trauer-und-bildung/vorsorge-a-informationen> (24.5.2016).
- SCHÄFER, C. (2013). Armenbegräbnisse. Ruhe sanft und billig. In: *Frankfurter Allgemeine* vom 23.11.2013.
- SCHNEIDER, W. (2014): Sterbewelten. Eine Ethnographie. Wiesbaden: Springer-Verlag.
- SEECK, F. (2015): Interventionen gegen anonyme ordnungsbehördliche Bestattungen. Recht auf Trauer am Beispiel des Grabs mit vielen Namen in Berlin. »Ein Grab für Wohnungslose und Arme – ein Ort des Erinnerns.« (Unveröffentlichte Masterarbeit). Berlin.
- SENATSVORWARTUNG FÜR GESUNDHEIT UND SOZIALES (2007): Ausführungsvorschriften über ordnungsbehördliche Bestattungen nach § 16 Abs. 3 des Bestattungsgesetzes. url: http://www.berlin.de/sen/soziales/berliner-sozialrecht/land/av/av_ord_bestattung.html (1.8.2015)

KAPITALISMUS UND HETERONORMATIVITÄT

Eine notwendige Verbindung?

Ist eine heteronormative Ordnung mit ihrer vergeschlechtlichten Arbeitsteilung notwendig für die vorherrschenden Ausbeutungsverhältnisse des neoliberalen Kapitalismus? Das klassische Bild von Familie als heteronormiertes Konstrukt mit einer vergeschlechtlichten Arbeitsteilung sowie der Trennung von öffentlicher und privater Sphäre steht immer wieder im Fokus feministischer Kritik (Hausen, 1976; Becker-Schmidt, 2008). In der Logik mancher Feminist_innen müsste eine Auflösung der bürgerlichen, heteronormativen Kleinfamilie in der Konsequenz auch zu einer Zersetzung des Kapitalismus beitragen, da diese normalisierte Familienform als notwendige Stütze des Kapitalismus angesehen wird (bspw. Beer, 2008; Federici, 2012).

Fraser behauptet hingegen, dass feministische Forderungen nach selbstbestimmtem Leben abseits der Geschlechternorm dem neoliberalen System zugutekommen (vgl. Haug, 2014). Auch Gratzke greift Überlegungen zur »neoliberalen Produktion von kommerziellen queeren Identitäten« (2007, S. 208, kursiv i.O.) auf und konstatiert:

»Die Frage, die sich aber verstärkt stellt, ist, ob diese Benachteiligung [von Queers] nicht ein Anachronismus ist und ob *queere* Politik nicht auch der Erfüllungsgehilfe der neoliberalen Konsumgesellschaft ist und dieser die geforderten flexiblen Individuen zur Verfügung stellt« (ebd., S. 210, kursiv i.O.).

Dieser Anachronismus lässt sich nur durch eine Verschiebung im Sexualitätsdispositiv (Foucault, 1983) erklären, der im Folgenden betrachtet werden soll. Aufgrund der Kürze des Beitrags können die entsprechenden Transformationsprozesse hier nur angedeutet werden.

Neoliberale Globalisierung geht zwar mit »wachsenden Ungleichheiten zwischen reich und arm sowie einer zunehmenden weltweiten Diskriminierung und Unterdrückung [einher], aber auch [mit] neuen Inklusionsangeboten an marginalisierte Gruppen« (Groß & Winker, 2007, S. 8). Diese Inklusionsangebote werden über die Anrufung zur Selbstoptimierung hergestellt. Wie Ha (2005) bereits für den migrationspolitischen Diskurs gezeigt

hat, bleiben Vorbehalte und Diskriminierungen gegenüber rassifizierten Subjekten zwar bestehen, aber »anpassungsfähige Migrant_innen würden durch die Nutzung selbstoptimierender Techniken als flexible und produktive Erwerbsarbeitende in die Wir-Gruppe des neoliberalen Diskurses integriert. Ähnliches scheint durch die Transformationsprozesse des Neoliberalismus inzwischen für Frauen und nicht heteronormativ lebende Subjekte zu gelten.

Engel (2009a) führt aus, dass wahrgenommene geschlechts- und sexualitätsbezogene Differenzen inzwischen weniger normierend durch die Mehrheitsgesellschaft problematisiert, als vielmehr »als freudiges Spektakel oder als kulturelles Kapital präsentiert« (Engel 2009a: 13) werden. Sie vertritt die These, dass

»neoliberale Diskurse eine Pluralisierung sexueller Subjektivitäten und Lebensformen forcieren, weil damit eine Ideologie der freien Gestaltbarkeit des eigenen Lebens, [...] versinnbildlicht werden kann« (ebd., S. 26).

Sie plausibilisiert diese These an mehreren Beispielen von kultureller Repräsentation in öffentlichen Feldern und weist nach, dass viele Diversity Management-Ansätze vor allem auf die neu »entdeckte« Diversität von Kund_innen, statt auf faire und diversitysensible Arbeitsbedingungen in der eigenen Firma ausgerichtet sind (s. a. Klein, 2013; Losert, 2009). Um neue Absatzmärkte zu erschließen, werden in die Werbestrategien großer Firmen ehemals als deviant markierte Subjekte eingebunden. Besonders »schwuler Lifestyle« und »queere Kreativität« werden zu neuen Vorzeigebildern des Neoliberalismus (Engel, 2009a, S. 39ff.). Das Schwul-Sein von Produkten oder Räumen soll zur Absatzsteigerung beitragen (s.a. Florida, 2002), so kommt es zu einer »verbreiteten Kommodifizierung von Queer« (Engel, 2009b, S. 101) Die von Engel beobachteten Selbstoptimierungsstrategien der dargestellten queeren Subjekte vollziehen sich primär über performative Körperinszenierungen. Das Sexualitätsdispositiv richtet demnach materielle Körper zu, es agiert dabei aber nicht repressiv, sondern vielmehr produktiv, da es von einer gouvernementalen Vernunft und der Logik der Biopolitik

durchzogen ist. Wenn es queeren Identitäten also gelingt, ihr Unternehmer_innentum, ihre Selbstsorge, ihre Flexibilität und Produktivität lesbar zu machen, können sie in die Wir-Gruppe des neoliberalen Diskurses aufgenommen werden. Engel macht deutlich, dass die Inklusionsangebote über neoliberal lesbare Körperinszenierungen einerseits und über die Sehnsucht und Verheißung des Anderen andererseits verlaufen (Engel, 2009a, S. 45ff.).

»Die hegemonialen Projekte oder kulturellen Ordnungen sind aus dieser Perspektive nicht mehr so sehr Zwänge der Subjektivierung, sondern Verheißungen und Projektionsflächen [...]. Mit ihnen versucht das [angesprochene] Subjekt seine Hoffnung auf Identität und vollkommene Einheit kulturell zu befriedigen« (Moebius 2009: 161; s.a. Laclau, 2007).

Trotzdem gibt es auch Identitäten, die sich bloß am inneren Rand der antagonistischen Grenze (Laclau & Mouffe, 2012, S. 127ff.) des Diskurses befinden. Die neoliberale Direktion der Verantwortung für soziale Ungleichheit hin in das Private als Eigenverantwortlichkeit (Biebricher, 2012; Lemke, 2000) trifft primär Women of Color (Ha 2003), an die Care-Tätigkeiten im Privaten delegiert werden (Engel, 2009b; Ganz, 2007). Selbstoptimierung bedeute für Frauen nicht nur als Unternehmerinnen* ihrer selbst beständig in ihr Humankapital zu investieren, sondern auch stärker als für Männer, eine Balance zwischen familiären und beruflichen Pflichten herzustellen.

Laut Gabriele Winker (2007, S. 15) fände »sowohl eine Verfestigung als auch eine Flexibilisierung von Geschlechterarrangements« statt, die sie als »neoliberale Paradoxie« bezeichnet. Sie führt in ihrer Analyse des neoliberalen Einflusses auf tradierte Geschlechterordnungen aus, dass »Geschlechter- und Klassenverhältnisse sich gegenseitig beeinflussen und miteinander verwoben sind. Geschlechterverhältnisse haben dabei enormen Einfluss auf die Kapitalverwertungsbedingungen, sind dabei aber nicht konstitutiv für das Funktionieren der kapitalistischen Produktionsweise« (Winker, 2007, S. 22; Herv. EM).

Vormals widerständige Subjektpositionen würden sich somit als anschlussfähig an den neoliberalen Diskurs erweisen. Die Betonung von Freiheit und die Selbstoptimierung des eigenen Körpers können als narrative Scharniere zwischen neoliberalen und queeren Diskurssträngen aufgefasst werden. Bei näherer Betrachtung stellt sich also heraus, dass als deviant marginalisierte Subjekte einen Platz innerhalb der antagonistischen Grenze des Neoliberalismus finden. Dieser Platz muss allerdings durch einen Mehraufwand an Körperinszenierungen erkämpft werden. Queere Identitäten bekommen zwar Inklusionsangebote, aber sie müssen sich explizit für den neoliberalen Diskurs als nützliche, produktive und flexible Subjekte und somit als diskursfähige Teilnehmer_innen des Marktes lesbar machen. In diesem Sinne ließe sich mit Michael Gratzke resümieren:

»[N]ur weil sich der Kapitalismus Heteronormativität zunutze macht, heißt das nicht, dass sie für die kapitalistische Produktion notwendig ist. Der Kapitalismus braucht keine heteronormativen Familien und nicht einmal geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Was er wirklich braucht, ist ungleiche Arbeitsteilung« (2007, S. 209).

Was lässt sich aus dieser kursorischen Betrachtung für queerfeministische Projekte ableiten? Sind queere Politiken der Sichtbarmachung und Veruneindeutigung noch wirksam, wenn sie ökonomisch vereinnahmt werden? Nach wie vor ist Arbeitsteilung vergeschlechtlicht. Angesichts der Delegation von Care-Tätigkeiten an Women of Color im Globalen Norden (global care chains) lässt sich inzwischen auch von rassifizierter Arbeitsteilung sprechen. Möchte queerer Aktivismus und queere Forschung dagegen Widerstand leisten, lässt sich dies nur durch die verstärkte Anwendung einer intersektionalen Perspektive bewerkstelligen, die auch klassistische Konzepte wie Arbeit und Leistung (erneut) in den Fokus rückt. Aus diesem Blickwinkel könnte kritisch-selbstreflexiv nach den Implikationen der eigenen (Projekt-)Arbeit in Forschung und Aktivismus einerseits und nach den rassistischen und klassistischen Voraussetzungen queerer Sichtbarkeit andererseits gefragt werden (s.a. Haritaworn, 2009).

Eddi (Ester) Mehrrens ist Promotionsstipendiat_in des Verbundprojekts »Intersektionalität interdisziplinär« am Collegium Philosophicum der CAU Kiel. Forschungsschwerpunkte: Queer Theory, Intersektionalität, Feministische Epistemologie, Hate Speech.

Literaturverzeichnis

- BECKER-SCHMIDT, R. 2008: Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, R. & Kortendieck, B. (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2., erw. Aufl., Wiesbaden. S. 65-74.
- BEER, U. 2008: Sekundärpatriarchalismus: Patriarchat in Industriegesellschaften. In: Becker, R. & Kortendieck, B. (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2., erw. Aufl., Wiesbaden. S. 59-64.
- BIEBRICHER, T. 2012: Neoliberalismus zur Einführung. Hamburg.
- ENGEL, A. 2009A: Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld.
- ENGEL, A. 2009B: Ökonoqueer. Sexualität und Ökonomie im Neoliberalismus. In: AG Queer Studies (Hrsg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen. Hamburg. S. 101-120.
- FEDERICI, S. 2012: Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Kitchen Politics – Queerfeministische Interventionen, Bd. 1. Münster.
- FLORIDA, R. 2002: The Rise of the Creative Class. ...and how it's transforming work, leisure and everyday life. New York.

FOUCAULT, M. 1983: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Bd. 1. FaM.

GANZ, K. 2007: Neoliberale Refamiliarisierung & queer-feministische Lebensformenpolitik. In: Groß, M.; Winker, G. (Hrsg.): Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster. S. 51–78.

GRATZKE, M. 2007: Mythos Afrikasöldner. Modernisierung, Mann-männliches Begehren und männliche Subjektbildung in der Deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. In: BAUER, R. ET AL. (HRSG.): Unbeschreiblich Männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven. Hamburg. S. 197–212.

GROSS, M. & WINKER, G. 2007: Queer-|Feministische Theorien und politisches Handeln. Eine Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse. Münster. S. 7–14.

HA, K. N. 2003: Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik. In: Steyerl, H. et al. (Hrsg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster. S. 56–107.

HA, K. N. 2005: Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld.

HARITAWORN, J. 2009: Kiss-ins und Dragqueens: Sexuelle Spektakel von Kiez und Nation. In: AG Queer Studies (Hrsg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen. Hamburg. S. 41–65.

HAUG, F. 2014: Vom Schicksal zur Geschichte. Wie Bewegungsgeschichte schreiben? In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. Frauenbewegung erinnern, 308,3. S. 341–355.

HAUSEN, K. 1976: Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart. S. 363–393.

LACLAU, E. 2007: Emancipation(s). London.

LACLAU, E. & MOUFFE, C. 2012: Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. 4. durchges. Aufl.. Wien.

LEMKE, T. 2000: Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über die governmentality studies. In: Politische Vierteljahresschrift 41,1. S. 31–47.

LOSERT, A. 2009: »Je lockerer man damit umgeht, desto weniger Probleme hat man« – Handlungsspielräume nicht-heterosexueller Beschäftigter am Arbeitsplatz. In: AG Queer Studies (Hrsg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen. Hamburg. S. 185–200.

MOEBIUS, S. 2009: Kultur und Hegemonie – Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. In: Ders. (Hrsg.): Kultur. Bielefeld. S. 158–161.

»[N]UR WEIL SICH DER KAPITALISMUS HETERONORMATIVITÄT ZUNUTZE MACHT, HEISST DAS NICHT, DASS SIE FÜR DIE KAPITALISTISCHE PRODUKTION NOTWENDIG IST. DER KAPITALISMUS BRAUCHT KEINE HETERONORMATIVEN FAMILIEN UND NICHT EINMAL GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ARBEITSTEILUNG. WAS ER WIRKLICH BRAUCHT, IST UNGLEICHE ARBEITSTEILUNG«
(2007, S. 209).

MÄRCHENSTUNDE

ODER: ICH SCHEISS AUF SCHEISSE MIT ZUCKERGUSS & BLÜMCHEN
INSPIRIERT VON RITA LINA, DANKE!



ICH BIN RELATIV OFFENSIV DAMIT, DASS ICH AUS EINER POVERTY-CLASS* FAMILIE KOMME. ODER - WAR. ICH WAR OFFEN. BIS ICH GEMERKT HABE, DASS ICH IN BESTIMMTEN GRENZEN ERZÄHLEN DARF.



INTERHALTSAM
BITTE OHNE A
GEGEN BÜRGERLICHE
MIT DETAILS - ABER OHNE SCHMERZE
BEREIT EU VER SICHEN DASS ICH JETZT SUPER KLAR KOMME
OH! UND: BEREIT PERSÖNLICHETRAGEN - VOLLER VORURTEILE - JEDERZEIT GERN ZU BEANTWORTEN!



ICH ERZÄHLE MEISTENS DIE GESCHICHTE EINER STARKEN HELDIN, DIE AUF ^{MAGISCHE} ART UND WEISE EINE ^{SCHWIERIGE} KINDHEIT TM "ÜBERWUNDEN" HAT & JETZT EIN -FAST- ^{NORMALES LEBEN} TM FÜHRT. IM GRUNDE ERZÄHLE ICH DEN MEISTEN LEUTEN SCHEISSE MIT ZUCKERGUSS & BLÜMCHEN. WEIL SIE ES GENAU SO HÖREN WOLLEN.



wie eine gebrochene Platte



LANGE DACHTE ICH, DASS MEINE ERFAHRUNGEN INDIVIDUELLES "FECH" WÄREN. DASS HINTER MEINER GESCHICHTE KEINE STRUKTUR STÜNDE, DIE ÄHNLICHE ERFAHRUNGEN PRODUZERT, BIS MEINE ERFAHRUNG EINEN NAMEN BEKAM:

KLASSISMUS

SEIT ICH DAS BENENNEN KANN HAT SICH MEIN ERZÄHLEN GEÄNDERT. NICHT NUR WAS, SONDERN AUCH WEM



WOW! ERZÄHLE MAL!



NEIN!



ICH WILL OHNE ZUCKERGUSS REDEN DÜRFEN! (UND KÖNNEN)

ICH HABE KEINE LUST MEHR EINE "ERFOLGSSTORY" ZU SEIN. DEINE UNTERHALTUNGSGESCHICHTE, DIE DU KONSUMIEREN KANNST.

THE END

* SORRY FÜR DEN ANGLIZISMUS :)

Clara Rosa schreibt und zeichnet über Klassismus auf ihrem Blog Class Matters. (<http://clararosa.blogspot.de/>)

Die Schreiber_in versteht sich als Poverty Class Academic - also als bildungsbürgertumsferne, unterschichtsozialisierte Akademikerin.

PROLOLESBEN UND ARBEITER*INNEN- TÖCHTER

INTERVENTIONEN IN DEN FEMINISTISCHEN MAINSTREAM DER 1980ER- UND 1990ER-JAHRE

Klasse ist viel mehr als die Beziehung zu den Produktionsmitteln nach der marxistischen Definition. Die Klasse bestimmt dein Verhalten und deine grundsätzlichen Lebensauffassungen. [...] [W]ie du Probleme erlebst und sie verarbeitest, wie du denkst, fühlst und handelst. (Rita Mae Brown, 1974)

Der – etwas sperrige – Titel ist der einer angefangenen Forschungsarbeit, die es bisher nicht in die Schriftform geschafft hat. Die Entscheidung, die Ergebnisse meiner Recherchen in Vorträgen außerhalb der Universität zu präsentieren, aber nicht innerhalb eines Studiums weiterzuführen, ist für mich eine politische gewesen. Auch wenn ich bei der Umsetzung des Projekts sehr unterstützt wurde¹, waren die Widerstände, auf die ich trotz bester Vorbereitung und besten Wissens bei der Thematisierung von Klassismus in Bildungsinstitutionen gestoßen bin, stärker als mein Ehrgeiz. Gabriele Theling legt dar, dass eine Betroffenenperspektive ein anderes Forschen als das Be-Forschen aus einer distanzierten bzw. privilegierten Perspektive bedeutet. Da ich selbst eine Poverty Class Academic²

bin, gebe ich nicht vor, einen – angeblich – objektiven Abstand zu meinen Nachforschungen zu haben. Intention war und ist für mich, Momente proletarisch-feministischer Geschichtsschreibung aufzuarbeiten und damit auch meiner Erfahrung eine Geschichte zu geben, in der sich Diskriminierungen und Ausgrenzungserfahrungen als strukturelle und nicht als individuelle Probleme identifizieren lassen.

In diesem Text möchte ich zwei selbstorganisierte Gruppen vorstellen, die in den 1980er- und 1990er-Jahren im bundesdeutschen Kontext aktiv waren: die Prololesben und die Arbeiter*innentöchter³. Obwohl es innerhalb der Gruppen personelle Überschneidungen gab, werden die Prololesben und Arbeiter*innentöchter getrennt voneinander beschrieben, da sie sich in zwei unterschiedlichen Feldern bewegten. Die Arbeiter*innentöchter⁴ organisierten sich innerhalb der Universitäten, während sich die Prololesben in der autonomen (Frauen)Lesben-Bewegung engagierten. Zunächst möchte ich versuchen, die nahezu nicht (mehr) sichtbare Arbeit und die Diskussionen der Prololesben in der autonomen (Frauen)Lesben-Bewegung nachzuzeichnen. Als »Interventionen« in einen »feministischen Mainstream« verstehe ich im Rahmen dieses Beitrags Positionen und Handlungen, die innerhalb der (west-)deutschen (Frauen)Lesben-Bewegung marginalisierten Stimmen Gehör zu verschaffen versuchen.

¹ Herzlichen Dank an Martina Witte, Julia Roßhart, Christiane Leiding, Rabea Naber und meine Wahlfamilie. Und an Prof. Dr. Beate Binder.

² Angelehnt an die Selbstorganisation von Akademiker*innen aus der Arbeiter*innen- und Armutsklasse verwende ich den Begriff Working Class/Poverty Class Academic. Im deutschsprachigen Raum gibt es wenig Auseinandersetzung um Selbstbezeichnungen von Menschen proletarischer Herkunft. Den Begriff „Armutsklasse“ verwende ich anstelle des hierarchischen und aufgeladenen Begriffs „Unterschicht“.

³ Der Asterisk (*) steht als Platzhalter für Genderidentitäten jenseits des binären „männlich“ und „weiblich“. Die Schreibweise wird in diesem Text durchgehend benutzt, wenn Originalzitate es nicht anders vorgeben. Auch wenn in den eingeflossenen Texten Trans*-Personen nicht explizit benannt werden, soll hier nicht davon ausgegangen werden, dass sie nicht an den Diskussionen und Wissensbildungsprozessen beteiligt waren.

⁴ Die Positionierung als „Tochter“ halte ich für unglücklich und paternalistisch. Da dies aber die in jener Zeit gewählte Selbstbezeichnung ist, wird sie im Text beibehalten.

PROLOLESBEN VS. BÜRGERLICHE LESBEN

Wir haben die Beobachtung gemacht, daß unterschieden wird in »gute« und in »böse« Prolos – die Guten sind die Angepaßten mit höherer Schulbildung, die, die nach oben wollen; die bösen fluchen, saufen, schreien, sind undiplomatisch und dumm. Uns etwas Angepaßteren wird auf diese Weise suggeriert: »Du bist doch gar nicht so, Du kannst den Aufstieg doch schaffen.« (Gitti et al., 1998)

Dieses Zitat stammt aus einem Diskussionspapier der Berliner Prololesben für die »3. Berliner Lesbenwoche«. Unter dem Namen Prololesben hatten sich in verschiedenen deutschen Städten Gruppen von links-politischen Lesben aus »Prolofamilien« – in Abgrenzung zu bürgerlichen Familien – zusammengetan. Als Prololesben – eine Selbstbezeichnung, mit der die negativ aufgeladenen Begriffe »Prolo« oder »Proll« gewendet und als positive Identitätsbenennung angeeignet wurden – begannen die proletarischen Lesben ihre Erfahrungen zusammenzutragen und strukturelle Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten. Auch wenn die Autor*innen des Diskussionspapiers betonen, dass eine hundertprozentige Teilung in »die Bürgerlichen« und »die Prolos« nicht möglich sei, halten sie dennoch fest, dass es signifikante Unterschiede in der Sozialisation von Lesben in ein bürgerliches bzw. proletarisches Umfeld gibt. Innerhalb einzelner Gruppen der (Frauen)Lesbenbewegung wurden diese Unterschiede als Dominanzverhältnis der bürgerlichen Lesben gegenüber den proletarischen Lesben problematisiert. Im Diskussionspapier beschreiben die Prololesben:

Bürgerlich ist »in« und Prolo ist »out« – eine bestimmte Sprache und ein bestimmtes Auftreten signalisieren, daß jemand der herrschenden Klasse angehört. Lesben bürgerlicher Herkunft und entsprechender Erziehung können sich (nicht nur) im Notfall der »herrschenden« Umgangsformen bedienen. Das wirkt, etwa im Umgang mit Behörden und »Autoritäten«, aber auch beim Streit in der Lesbengruppe. (ebd.)

Die Autor*innen sprechen sich für eine intensivere Selbstorganisation von proletarischen Lesben aus und wünschen sich, »daß die Auseinandersetzung zum Thema »Klassenunterschiede« von den bürgerlichen Lesben solidarisch mitgetragen« wird. In den Folgejahren entstand eine Prololesben-Gruppe in Bochum, die 1990 zu einem Separatistinnen-Treffen einlud und aus der die Prololesben-Gruppe in Berlin hervorging. Trotz punktueller Begegnungen fand die Arbeit der einzelnen Gruppen eher isoliert statt. Martina Witte, Zeitzeugin und Autorin eines Textes über die Prololesben, erinnert sich: »[U]nsere Erfahrung damals war, dass alle immer das Rad neu erfinden, weil die Gruppen voneinander nicht viel wussten, wir hatten aber schon mal gehört, dass es auf der Lesbenwoche 86/87 diese Gruppe gab.« In ihrem Text

merkt Witte an, dass es trotz solchen Hörensagens kein verbreitetes Wissen über das Diskussionspapier gab. Diese Vereinzelung sieht sie als symptomatisch, da die Auseinandersetzungen »undokumentiert in Kleingruppen« stattfanden und »nicht an die Öffentlichkeit vermittelt« wurden. Auf die Frage, wie die bürgerliche Lesbenbewegung auf die Selbstorganisation der Prololesben reagierte, benennt sie ein Dominanzverhältnis, auf das auch schon die Gruppe der Berliner Lesbenwoche hingewiesen hat:

Wir haben uns, so würde ich es heute sagen, tatsächlich nicht getraut, mit dem, was wir da bearbeitet haben, rauszugehen. Dieser akademische Duktus, der sehr streng war und diese informellen Hierarchien hergestellt hat; also Frauen, die einfach sehr dominant über Sprache aufgetreten sind und die manche Sachen auch nicht haben gelten lassen. Dafür haben wir uns nicht stark genug gefühlt.

UMVERTEILUNG ALS SOLIDARISCHE PRAXIS

Eine praktische Idee, die die Berliner Gruppe entwickelte, war die eines anonymen Umverteilungskontos, um ein Auffangnetz für Lesben zu schaffen, die sich in einer prekären finanziellen Lage befanden, denen aber kein familiärer materieller Rückhalt zur Verfügung stand. Anna Knupp-Rabe beschreibt, dass das zur Verfügung stehende Geld erst dann in Anspruch genommen wurde, wenn »die Frauen schon in großer Not waren«. Das Konto bestand, bis zur Auflösung der Berliner Prololesben-Gruppe, zwei Jahre lang und wurde in der radikalfeministischen Lesbenzeitschrift »Ihrrsinn« enthusiastisch als ein Positivbeispiel für solidarische Praxis genannt. Zu erwähnen ist hierbei, dass das Konto allen Lesben mit Geldnöten zur Verfügung stand, was auch von Kritik begleitet war:

Personally, I wonder if it is a good idea to have it open to all lesbians, because after a while, when everybody gets used to having the account, lesbians are more likely to use the money and it's usually a lot easier for middle-class lesbians to do that. Especially since a lot of them are broke all the time too, but their situation is still very different. It would take a lot of education about class to make it clear, and that hasn't happened so far. (Earthdaughter, 1991/1992)

Als weitere Form der konkreten Auseinandersetzung drehten die Berliner Prololesben einen Film, der die Visionen der einzelnen Gruppenmitglieder hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Position in zehn Jahren darstellt. Die Szenarien reichen von einer Prolo, die über Umwege an Geld gekommen war und ein Haus besitzt, das von einer anderen aus der Gruppe geputzt wird, über

Aufgebens-Fantasien, weil der Widerstand im System zu stark ist, bis hin zu Szenen, in denen eine Prolo sich besonders gut benehmen will und das Hähnchen mit Messer und Gabel isst: »Wir wollten auf jeden Fall praktisch was machen, wir wollten nicht einfach nur rumreden – was wir ja auch oft als Mangel empfunden haben in der politischen Arbeit: Dass unheimlich viel gelabert wird!«

»WÄHREND ANDERE EXZERPIEREN, SCHREIB ICH ›WAS‹ RAUS«

Kritische Überlegungen zur Kategorie »Klasse« und den damit verbundenen Diskriminierungen wurden in den 1980er- und 1990er-Jahren auch an den Universitäten aus identitätspolitischer Sicht formuliert. Zu den bekannteren Publikationen zählen »Ich gehörte irgendwie so nirgends hin: Arbeitertöchter an der Hochschule« von Hannelore Bublitz (1980) und »Vielleicht wäre ich als Verkäuferin glücklicher geworden: Arbeitertöchter und Hochschule« von Gabriele Theling (1986). Vorab möchte ich anmerken, dass ich die These, eine proletarische Sozialisation produziere ein ganz anderes Denken und Lernen und damit eine ganz andere Wissensbildung, nur vorsichtig unterstütze, da ich hierin die Gefahr einer Essenzialisierung sehe. Weil diese Annahme bei Theling und Bublitz aber eine zentrale Rolle spielt, soll sie zumindest Erwähnung finden, wird an dieser Stelle jedoch nicht weiter ausgeführt oder diskutiert.

Mit »Ich gehörte irgendwie so nirgends hin: Arbeitertöchter an der Hochschule« präsentierte Hannelore Bublitz – selbst eine Arbeitertochter – eine Forschungsarbeit, die sich mit dem subjektiven Erleben der ausschließenden Strukturen für Frauen* proletarischer Herkunft an den Universitäten auseinandersetzt. In ihrer vorausgegangenen Diplomarbeit mit dem Originaltitel »Begreifen und Handeln, das vom Menschen ausgeht. Erfahrungen, die Töchter von Arbeitereltern mit ihrer Theoriebildung an der Hochschule gemacht haben« fasst Bublitz jene Unterschiede zusammen, die sie zwischen den Studierenden bürgerlicher Herkunft und jenen proletarischer Herkunft ausmachen konnte. Anhand qualitativer Interviews zeichnet Bublitz nach, wie bürgerlich geprägte Theoriebildung Töchter von Arbeiter*innen an der Teilhabe im Universitätsbetrieb abschreckt. Ähnlich wie die Prololesben benennen die Arbeiter*innentöchter das selbstverständliche Auftreten der Bürgerlichen in den Bildungsinstitutionen:

Wir redeten viel über unsere Sprachlosigkeit. Darüber, dass wir sprachlos gemacht werden durch Aufforderungen, der Reihe nach systematisch vorzugehen, vorzutragen, zu erläutern, zu erklären. Wir fanden heraus, daß sprachlos werden etwas zu tun hat mit Stolz und mit menschlicher Würde, mit unserem »Klas-

senbewußtsein«. Und daß es bei uns immer dann besonders auftritt, wenn der andere uns in gewählter höflicher Form klar macht, was wir so ausdrücken würden: »Mensch, du hast ja von Tuten und Blasen keine Ahnung« [...] Die Gewalt, die man mit höflichen, aber bestimmten Worten anrichten kann, kann sich jemand, der mit Worten und Argumenten aufgewachsen ist, gar nicht vorstellen.



ZWISCHEN EINFÜGUNG UND WIDERSTAND

Bublitz kritisiert wissenschaftliche Methoden, mit denen proletarische Menschen zu Objekten gemacht werden, und charakterisiert die Reaktion der Arbeiter*innen auf ihre eigenen Versuche, deren Alltag mit wissenschaftlichen Fragestellungen zu begegnen, als widerständig. Kritisch begegneten die Arbeiter*innen auch der Herangehensweise von Studierenden, für Forschungszwecke einen kurzen »Abstecher« ins Arbeiter*innenmilieu zu machen, um dann, wenn »es dick kommt«, wieder zu verschwinden. Den proletarischen Studentinnen sind Bublitz' Analyse zufolge solche Zugänge fremd. Wie auch die Prololesben in der Politgruppe fühlen sie sich in den Seminaren nicht ernstgenommen und mundtot gemacht. Bublitz beschreibt zudem den Anpassungszwang, den Mittelklassewerte an Hochschulen den Arbeiter*innentöchtern abverlangen. Dieser Druck führe zu einer Entfremdung von der Herkunftsklasse, bei der sich Einfügung und Widerstand abwechseln. Eine Situation, die Bublitz als schizophoren und als eine »Erfahrung ständiger Isolation« analysiert.

Durch die Arbeit von Hannelore Bublitz inspiriert veröffentlichte Gabriele Theling 1986 ihre Arbeit »Vielleicht wäre ich als Verkäuferin glücklicher geworden – Arbeitertöchter und Hochschule«. Theling definiert sich selbst als »gebildete Arbeitertochter«. Dass sie sich in den von Bublitz beschriebenen Erfahrungen der studierenden Arbeiter*innentöchter

wiederfinden und strukturelle Gemeinsamkeiten in den Problematiken – die sie zuvor als individuelle Schwierigkeiten interpretiert hatte – entdecken konnte, motivierte sie zu ihren Nachforschungen. Ihre Arbeit versteht Theling als konstruktiven Umgang mit der eigenen Betroffenheit. In einer »Bitte an die Leser« beschreibt sie ihre Wut auf institutionelle und strukturelle Ignoranz:

Ich bin wütend auf die Politiker, die unsere Intelligenz und Lernfähigkeit einfach für ihre Zwecke ausnutzen, ich bin wütend auf die Lehrer, die diese Zusammenhänge nicht durchschauen und weiterhin »kompensatorisch« erziehen, ich bin wütend auf die Leute, die immer wieder von Chancengleichheit reden, in einer Gesellschaft, in der es nur bürgerliche Bildung gibt, und ich bin wütend auf die Bürgerlichen, die nicht einsehen wollen, dass sie bürgerlich sind.

KOMMEN AUCH SIE AUS DER BILDUNGSFERNE?

Auch Theling stellt Gemeinsamkeiten bezüglich Identität und Identitätsverlust, Sprache und Habitus und die Isolation als Arbeiter*innentöchter an den Universitäten fest. Nach einem Vortrag von Theling am Frauenforschungs-, -bildungs- und Informationszentrum (FFBIZ) in Berlin im »Streiksemester« 1988/89 bildete sich eine Gruppe, die an der Freien Universität (FU) ein autonomes Seminar über »ArbeiterInnentöchter an der Hochschule« anbot. Die aus dem Seminar hervorgegangene Gruppe brachte die Thematik im Rahmen eines Projektforums zwischen 1990 und 1992 erneut in die Universität ein⁵ und entwickelte zur Sicherung des erarbeiteten Wissens einen Reader mit dem polemischen Titel »Kommen auch Sie aus der BILDUNGSFERNE?«. Die Herausgeber*innen des Readers betonen die Notwendigkeit einer Selbstorganisation innerhalb der Universität, um Schwierigkeiten, die ihnen dort begegnen »nicht als persönliches ›Versagen‹ zu interpretieren, sondern die Ursache in der Herkunft und strukturellen Phänomenen zu suchen«. Diese Feststellungen seien für sie »erleichternd« und geben »Mut und Energie zum ›Weitermachen‹« (ebd.).

Im Reader wurden unter anderem auch eigene Forschungsergebnisse vorgestellt. Da die bisherigen bekannten Arbeiten allein Arbeiter*innentöchter in den Fokus nahmen, kam die Frage auf, was studierende Arbeiter*innentöchter von studierenden Akademiker*innentöchtern unterschied. Die Autor*innen stellten fest, dass schon der Übergang in die gymnasiale Oberstufe mit unterschiedlicher Selbstverständlichkeit stattfand: Von den Akademiker*innentöchtern wurde der Wechsel ans Gymnasium auch von ihren Eltern als selbstverständlich erwartet, für die

Arbeiter*innentöchter hingegen war der Entscheidung für das Gymnasium ein »intensiver Entscheidungsprozess« vorausgegangen. Für die Arbeiter*innentöchter, die als erste in der Familie ins Gymnasium gingen, begann ein Weg, auf dem sich die von Theling und Bublitz beschriebene Isolation schon anbahnte: Sie waren »für ihre Schulprobleme und ihren weiteren Bildungsweg von nun allein zuständig und verantwortlich«. Die Autorinnen kamen zu dem Schluss, »daß die soziale Herkunft und die damit verbundenen Bildungserfahrungen sehr grundlegend das Verhältnis zu Studium und Universität bestimmen«.

BEDEUTUNG IN AKTUELLEN AUSEINANDERSETZUNGEN

Die Thematisierung von Ungleichheiten im Bildungssystem ist nicht neu. Spätestens mit der »katholischen Arbeitertochter vom Land« wurde in den 1960er-Jahren eine Figur formuliert, die für »Bildungsferne« und Förderungsnotwendigkeit stand. Trotz zyklischer Erinnerungen an die mangelnde Chancengleichheit für Arbeiter*innenkinder unterscheiden sich die aktuellen Zugangszahlen immer noch gravierend von jenen der Akademiker*innenkinder. [6] Zwar gibt es verschiedene Initiativen und Projekte, die kompensatorisch und empowernd arbeiten, die sich aber meist offensiv als »unpolitisch« bezeichnen. So werden aus Studierenden aus der Arbeiter*innenklasse die klassenkampfbefreiten »First Generation Studierenden« und aus den Tools, die zwecks Selbstbehauptung im Universitätsbetrieb mitgegeben werden, »Anpassungstools«.

Ich möchte diese Initiativen hier nicht bewerten, jedoch problematisieren, dass die Kritik am Anpassungszwang, an der Isolation und der Entfremdung von der Herkunftsklasse, auf die die Arbeiter*innentöchter immer wieder hinweisen, oft verloren geht und die jeweiligen Erfahrungen als persönliche Schicksale individualisiert werden. Gerade angesichts der Zugangszahlen (über die Abbruchzahlen gibt es so gut wie keine Studien) wäre daher eine schärfere Positionierung wünschenswert.

KLASSENKONFLIKTE IN DER LINKEN

Auch die Frage, ob sich in der Kultur der (autonomen/queer/feministischen) Linken bezüglich der Offenheit gegenüber den proletarischen Genoss*innen etwas Grundlegendes geändert hat, ist noch zu diskutieren. Die Broschüre »Mit geballter Faust in der Tasche«, in der ein Auszug aus einem schwedischen Buch

⁵ Das Projektforum bestand bis 1992. Ob die Gruppe darüber hinaus weiter existierte, ist nicht bekannt.

zu Klassenkonflikten in der Linken übersetzt wurde, formuliert wütend Ausschlussverfahren der Genoss*innen aus der Arbeiter*innenklasse und kritisiert die Dominanz von Mittelklasse-Aktivist*innen. Eine Genossin wundert sich, warum ihre Mitstreiter*innen »so viel mehr Geld zu haben« scheinen, um etwa auf Treffen zu fahren, für die sie quer durchs Land reisen müssen. Hinsichtlich der Frage, was deren Eltern beruflich machen, fasst Brigitta Hyttinen die Antworten folgendermaßen zusammen: »Es wimmelte nur so von PsychologInnen, ÄrztInnen und UnternehmerInnen – ein Genosse entstammte sogar dem Adel.« Bezüglich der Kontinuität der politischen Arbeit über das Studium hinaus stellt sie fest: »Später verschwanden sie alle in Universitäten und wurden ProfessorInnen oder gründeten ihre eigenen Unternehmen. Genau wie ihre Eltern.«

In der 2012 erschienenen Studie »Prolls, die Dämonisierung der Arbeiterklasse« stellt der britische Autor Owen Jones dar, wie vermeintlich liberale und sich selbst für »aufgeklärt« haltende Menschen hemmungslos nach »unten« treten und Angehörige der Arbeiter*innen- und Armutsklasse lächerlich machen und abwerten. Auch in der aktuellen Diskussion um Pegida & Co. werden innerhalb linker Kreise gern klassistische Vorurteile im Bild des »Nazi-Orks« zusammenfantasiert. Dass dies – neben der Reproduktion von Stereotypen – eine Verharmlosung von systematischem rechtem Terror ist, sei hier nur am Rande bemerkt.

Die Interventionen der Prololesben und Arbeiter*innentöchter zeigen, dass eine Selbstorganisation wichtig und notwendig ist, wenn man strukturelle Diskriminierung und Ausgrenzung analysieren möchte und ihr etwas entgegensetzen will, um gemeinsam handlungsfähig zu werden. Wünschenswert wäre, einen Ort (oder Orte) zu etablieren, wo marginalisierte Gruppen nicht sprachlos gemacht werden und Raum für intersektionale Bündnisse und solidarische Praxen – wie beispielsweise ein Umverteilungskonto – (wieder) entstehen kann. Und in denen die, die immer reden, vielleicht mal zuhören.

Dieser Beitrag ist zuerst erschienen in: Kurswechsel, Nr. 4, Dezember 2015.

Tanja Abou ist pädagogische Tresenkraft, absichtlich gescheiterte Studentin, Sozialarbeiterin, queere Poverty-Class Akademikerin, Social-Justice-Trainerin und Kinderbuchautorin. Sie lebt und arbeitet in Berlin, wenn sie Zeit und Lust hat, schreibt und zeichnet sie darüber.

Literatur

AUTORINNENKOLLEKTIV (1992): Kommen auch Sie aus der BILDUNGSFERNE? Reader zum Projektstudium. »Studiensituation von ArbeiterInnentöchtern an der Hochschule«. Berlin.

BROWN, R.M. (1974): The Last Straw. In: Bunch, C./Myron, N. (Hrsg.): Class and Feminism. A Collection of Essays from The Furies. Baltimore: Diana Press.

BUBLITZ, H. (1980): Ich gehörte irgendwie so nirgends hin. Arbeiter*innentöchter an der Hochschule. Gießen: Focus.

EARTHDAUGHTER, F. & D. (1991/1992): Anonymus Money Redistribution: Prolo Dykes making a real change in West Berlin. In: sinister wisdom 45 LESBIANS & CLASS. Berkeley.

GITTI/ERNA/LYNDA/GABI (1998): Prololesben. In: Brunnmüller, M./Probst, S./Schmidt, E. (Hg.): Dokumentation der 2. und 3. Berliner Lesbenwoche 1986 und 1987. Berlin.

HYTTINEN, B. (2009): Erinnerungen aus Karelien. In: Kuhn, G. (Hrsg.): Mit geballter Faust in der Tasche. Klassenkonflikte in der Linken – Debatten aus Schweden. Moers: Syndikat-A.

Ihrrinn – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift: Von Klassen und Kassen, Nr. 9, 1994. Bochum.

KNUPP-RABE, A. (1999): Für manche sind es Brüche, für uns Aufbrüche. Die Geschichte der Berliner Prololesbengruppe. In: Ayim, M./Bubeck, I./Aktaş, G. (Hrsg.): Entfernte Verbindungen: Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

MEULENBELT, A. (1988): Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

THELING, G. (1986): Vielleicht wäre ich als Verkäuferin glücklicher geworden: Arbeiter*innentöchter & Hochschule. Münster: Westfälisches Dampfboot.

WITTE, M. (2007): Prolo-Lesben. In: Rauchhut, F./Leidinger, C./Dennert, G. (Hg.): In Bewegung bleiben, 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben. Berlin: Querverlag.

MAR_X GENDERN

Feministischer Materialismus fasst Geschlecht und Klasse als gesellschaftliche Verhältnisse. Ich werde mich in diesem Artikel auf Karl Marx, Silvia Federici, Roswitha Scholz, Frigga Haug, Maria Mies, Gabriele Winker und Tove Soiland beziehen und mit verschiedenen Ansätzen des feministischen Materialismus die materielle und symbolische Ebene zur Herstellung und Reproduktion von Geschlecht und Klasse anschnitten. Diese verschiedenen Analysen beinhalten die ursprüngliche Akkumulation, die Entstehung des Kapitalismus und der Klassen von Europa ausgehend, die Wertabsplattung und die Manifestation der geschlechtlichen Arbeitsteilung sowie auch die Betrachtung von Geschlechterverhältnissen als Produktionsverhältnisse. Schließen möchte ich mit einer Perspektive, die aufzeigt, dass es zu kurz greift, Klasse und Geschlecht als Ungleichheitskategorien zu fassen.

Zur Entstehung des Zusammenwirkens von Geschlecht und Klasse werfe ich einen Blick auf das historische Gewordensein beider Verhältnisse. Mit der ursprünglichen Akkumulation, der Umwandlung der feudalen Arbeitsverhältnisse in Europa in kapitalistische Lohnarbeitsverhältnisse und der Umwandlung von Geld in Kapital, wurden das Ende des Feudalismus und der Beginn des Kapitalismus hergestellt. Ein blutiger Prozess, der einige Jahrhunderte dauerte. Marx beschreibt dies eindrucksvoll im ersten Band des Kapitals am Beispiel Englands, wie die Bauernschaft vertrieben wurde und z.T. Bauernhöfe abgebrannt wurden, um ehemalige Leibeigene, Abhängige und Pächter_innen im Feudalsystem zu vertreiben. An ihre Stelle traten vielfach eine kapitalistische Schafwirtschaft und neue weiterverarbeitende Produktionen von Wolle, Stoffen und Kleidung. Die Bauernschaft wurde getrennt von ihren Produktionsmitteln, dem Land, und zu »doppelt freien Lohnarbeitern« und Lohnarbeiter_innen, das meint frei von Produktionsmitteln und frei, im Sinne von freien Bürger_innen und damit freien Vertragspartner_innen in der Lohnarbeit. Doch diese Freiheit brachte den meisten erstmal nicht viel; es war eine Freiheit, die sie zwang ihre Arbeitskraft zu verkaufen und die viele verarmt in die europäischen Städte trieb. Die »doppelte Freiheit« ist ein Fluch und kein Segen, sagte schon Marx.

Die ursprüngliche Akkumulation, welche die Geburtsstunde der kapitalistischen Klassen beinhaltete, brachte ursächlich verknüpft die Trennung der Tätigkeiten in produktive und reproduktive Arbeiten hervor. Diese hängen direkt zusammen, keine produktiven Arbeiten ohne reproduktive Arbeiten und umgekehrt. Denn die »doppelt freien Lohnarbeiter« und Lohnarbeiter_innen, die fortan gezwungen waren, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um ein materielles Auskommen zu haben, waren ebenso gezwungen, die reproduktiven Arbeiten (wie kochen, Feuer machen, waschen, putzen, Kinder gebären und aufziehen, Kranke und Alte pflegen) unbezahlt und gesellschaftlich unsichtbar als Haus- und Familienarbeit zu erledigen. Die reproduktiven Arbeiten dienen nicht nur der Versorgung der einzelnen Familien, sondern auch der Reproduktion der kapitalistischen, bzw. der westlich-eurozentrischen Gesellschaften und des kapitalistischen Systems. Ohne Reproduktionsarbeiten könnte keine Ausbeutung der Arbeiter_innenklasse stattfinden. Weil ein Teil der Arbeiten ökonomisiert und abgespalten wird, fallen die nicht-ökonomisierten Arbeiten ins Private. Das Kapitalverhältnis setzt hier auf patriarchale Verhältnisse, Heteronormativität und Zweigeschlechtersystem auf, macht sich geschlechterhierarchische Ausbeutung und Rollen (gewaltsam) zu eigen und vertieft sie durch die geschlechtliche Arbeitsteilung und die Reproduktion von Geschlecht. Reproduktive Arbeiten wurden naturalisiert und sollten unbezahlt »aus Liebe« von Frauen erbracht werden. Doch die Geschichte hätte auch einen anderen Verlauf nehmen können. »Die Entwicklung des Kapitalismus war nicht die einzig mögliche Reaktion auf die Krise der Feudalmacht. In ganz Europa hatten riesige kommunalistische Sozialbewegungen das Versprechen einer neuen, egalitären, auf sozialer Gleichheit und Kooperation beruhenden Gesellschaft geboren.« Diese wurden 1525 in der Form der (deutschen) Bauernkriege niedergeschlagen. (Federici 2012, S. 75) Zu dieser Niederlage kamen die Hexenverfolgung des 16. und 17. Jh. und die koloniale Ausbreitung dazu. Es gab immer wieder Versuche diese zu stoppen, wie die haitianische Revolution, welche mit dem Sklavenaufstand von 1791 in Haiti und den folgenden Auseinandersetzungen einen Versuch unternahm die Kolonialisierung und Sklaverei zu beenden. Jean-Baptiste Chavannes plante u.a. den Aufstand und forderte

Menschenrechte auch für Schwarze. Die Umwälzungen gingen einer Kapitalisierung voraus, konnten diese jedoch nicht aufhalten. Der Kapitalismus hätte sich ohne eine vorangegangene Konzentration von Kapital und Arbeit, u.a. durch Kolonialisierung, nicht entwickeln können. In Bezug auf die Herstellung und Festigung von Frauenrollen, beschreibt Silvia Federici in ihrem Buch »Caliban und die Hexe«, wie Frauen über Jahrhunderte durch die Hexenverfolgung ihrer Macht erst beraubt werden mussten, um im aufkommenden kapitalistischen System reproduktive Arbeiten »aus Liebe« zu übernehmen. Die Herausbildung eines Proletariats »erforderte vielmehr auch die Verwandlung des Körpers in eine Arbeitsmaschine und die Unterordnung der Frauen unter die Erfordernisse der Arbeitskraftreproduktion.« Die Zerschlagung der Macht der Frauen war hierfür eine Voraussetzung. (Federici 2012, S. 78) Rassistische und geschlechterhierarchische Zuweisungen und Ausbeutungen fallen zu Beginn des Kapitalismus zusammen und strukturieren kapitalistische Gesellschaften nach wie vor.

Roswitha Scholz spricht in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse und den Kapitalismus von Wertabspaltung und attestiert »Der Wert ist der Mann«, sie zeigt damit auf, dass der Herstellung des Werts und der produktiven Wert und Mehrwert schaffenden Seite immer eine reproduktive (abgewertete) Seite gegenüberstehen muss. Sie bezieht sich hierbei auf die Arbeitswerttheorie von Marx und verfolgt eine fundamentale Wertkritik. Nach Roswitha Scholz ist »Klasse« nicht analog zu »Geschlecht« als soziale Strukturkategorie zu bestimmen, die soziale Chancen zuweist, sondern stattdessen geht es für sie auf einer ganz grundsätzlichen Ebene darum, die Wert-Abspaltung als Formprinzip in den Blick zu nehmen, das die Gesellschaft auf grundlegende Weise als Ganzes strukturiert (vgl. Scholz 2000, S. 117). »Mit Wert-Abspaltung ist dabei wie gezeigt gemeint, dass weibliche Reproduktionstätigkeiten, aber auch damit verbundene Gefühle, Eigenschaften, Haltungen usw. (Sinnlichkeit, Emotionalität, Fürsorglichkeit zum Beispiel) vom Wert, der abstrakten Arbeit strukturell abgespalten sind. Die weiblichen Reproduktionstätigkeiten haben so einen qualitativ-inhaltlich wie der Form nach anderen Charakter als die abstrakte Arbeit;« (ebd., S. 118) »Die Wert-Abspaltung impliziert auch ein spezifisches sozio-psychisches Verhältnis: bestimmte minderbewertete Eigenschaften, Haltungen, Gefühle (Sinnlichkeit, Charakter- und Verstandesschwäche, Passivität u.ä.) werden im warenproduzierenden Patriarchat der Frau zugeschrieben, in sie hineinprojiziert, vom männlichen, modernen Subjekt abgespalten. ... Diese geschlechtsspezifischen Zuschreibungen charakterisieren somit die symbolische Ordnung des warenproduzierenden Patriarchats als Ganzes.« Scholz folgt, wie auch Frigga Haug, dem marxistischen Ansatz, den Begriff der Arbeit, der Produktionsseite vorzubehalten und im Bereich der Reproduktion von Tätigkeiten zu sprechen. Ich verwende dagegen den feministischen Arbeitsbegriff, wie z.B. auch Gisela Notz, der sowohl produktive als auch

reproduktive Arbeiten als Arbeit benennt und damit beide Formen der Arbeit als gesellschaftlich notwendige hervorhebt.

Frigga Haug analysiert Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse und weist darauf hin, dass der Begriff Geschlechterverhältnisse, tauglich sein soll, die Einspannung der Geschlechter in die gesellschaftlichen Gesamtverhältnisse kritisch zu untersuchen. (vgl. Haug 2006, S. 73) Sie schreibt dazu: »die Existenz von »Geschlechtern« im Sinne der je historischen Männer und Frauen. Die Komplementarität bei der Fortpflanzung ist die natürliche Basis, auf der im historischen Prozess sozial geformt wird, was als »natürlich« zu gelten hat. In dieser Weise kommen die Geschlechter als Ungleiche aus dem Gesellschaftsprozess, wird ihre Nicht-Gleichheit zur Grundlage weiterer Überformungen und werden Geschlechterverhältnisse fundamentale Regelungsverhältnisse in allen Gesellschaftsformationen.« (Haug 2006, S. 73) Sie betont, dass sowohl Produktionsverhältnisse als auch Geschlechterverhältnisse vielschichtige Praxisverhältnisse sind. Ihre Analyse nimmt sowohl die Formierung der Akteure als auch die Reproduktion des gesellschaftlichen Ganzen in den Blick. »Kein Bereich kann sinnvoll untersucht werden, ohne die Weise, wie Geschlechterverhältnisse formen und geformt werden, mit zu erforschen. Sieht man – wie traditionell üblich – davon ab, setzt sich in der Regel die spontane Abbildung aller Verhältnisse als männlich durch. Dagegen zu opponieren und die Erforschung der »vergessenen Frauen« in die Wissenschaft hineinzuzwingen, ist Verdienst des Feminismus des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts.« (ebd., S. 74) Mit Meillassoux, Marx und Engels greift sie deren ethnologische Untersuchungen auf und attestiert, dass Frauen zweifellos die erste ausgebeutete Klasse waren und es Männerherrschaft vor der Klassengesellschaft gab. Sie zitiert dazu Marx in der Deutschen Ideologie: »Der erste Klassengegensatz (...) fällt zusammen mit der Entwicklung des Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung mit der des weiblichen Geschlechts durch das männliche« (MEW 21, 68). In ihren Analysen Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse zu fassen, betont sie auch, nicht die systemische Ebene dem einen und die symbolische Ebene dem anderen Verhältnis zuzuweisen, sie kritisiert mit Nancy Fraser Jürgen Habermas, der das kapitalistische ökonomische System als »systemisch integriert« und die Kleinfamilie dagegen als »sozial integriert« auffasst. Habermas fasst Kinder aufziehen als symbolisch, Lohnarbeit dagegen als materiell auf, während Frigga Haug richtig anmerkt, dass beide beides sind, symbolisch und materiell.

Die Wechselwirkungen und das Ineinandergreifen beider Verhältnisse wurden miteinander und hierarchisierend diskutiert. Der Vor- oder Nachrangigkeit beider Verhältnisse begegnete Maria Mies mit dem Ansatz, die Kategorie Frau als Klasse zu fassen und Frauen als doppelt Ausgebeutete zu begreifen. Sie bezog Frauen und Bauern (des Globalen Südens) als Klassen aufein-



gegendert!

ander und versuchte diese in Solidarität zueinander zu bringen. Während marxistische Ansätze vielfach das Geschlechterverhältnis nachrangig betrachteten, haben neoliberale Feministinnen Kapitalismus als Ausbeutungsverhältnis nicht im Blick. Heutige feministische materialistische Ansätze hingegen setzen bei einer neuen Landnahme (Tove Soiland), bei der Ökonomisierung von Körpern (M. Cooper) oder bei der Zuspitzung des Widerspruchs zwischen Profitmaximierung und sozialer Reproduktion (G. Winker) an. Diese Ansätze analysieren die Notwendigkeit einer systemimmanenten Verwertung, Profitsteigerung und Vermehrung von Kapital und welche Entwicklungen und Verschiebungen diese auf Körper und geschlechtliche Arbeitsteilungen haben. So erhöhen die zunehmenden Care-Lücken im Globalen Norden die Doppelbelastung für Frauen und verschärfen die rassistischen Arbeitsteilungen.

Gabriele Winker fasst die mehrdimensionalen Analysen sozialer Ungleichheit auch mit dem Ansatz der Intersektionalität. Sie betrachtet die Verwobenheit und das Zusammenwirken verschiedener Differenzkategorien und erkennt, dass die meisten intersektionalen Studien bislang auf der Mikroebene angesiedelt sind, wo es um die Erfahrungen von Subjekten und die damit verbundenen Identitätskonstruktionen geht. Sozialstrukturell orientierte Untersuchungen auf der Makroebene stehen noch aus. Zwar kann und muss man heute von einer Flexibilisierung sozialer Ungleichheiten ausgehen, diese sind aber nach wie vor sozialstrukturell verankert. Es gibt keine durchgängig diskriminierten Gruppen mehr, alle Strukturkategorien treten in Kombination auf und müssen zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Es greift zu kurz, Klasse und Geschlecht als Ungleichheitskategorien zu fassen und Klasse mit Umverteilung und Geschlecht mit Gleichstellung zu beantworten. Charles Tilly und Iris M. Young (vgl. Tilly & Young 2009) zeigen mit ihren Analysen, dass die materielle Ebene mit der symbolischen zusammen gedacht werden muss und Gleichheit und Ausbeutung gemeinsam in den Blick genommen werden sollten. Tilly spricht deswegen auch von sozialer Ungleichheit als dauerhaftes Strukturelement, bei dem verschiedene Ungleichheiten und Ausbeutung ineinandergreifen. Die Vergesellschaftungsformen von Klassen und Geschlechtern benötigen deswegen Kategorien, die funktional sind in den sozialen Systemen und diese beständig reproduzieren, das ist ein Angriffspunkt für Veränderungen. Die tradierten Positionen als solche zu überwinden, ist auch ein Beitrag die hierarchischen, ausbeuterischen Systeme zu überwinden, die sich auf diese Kategorien stützen.

Ann Wiesental lebt in Berlin, schreibt zu Feminismus und Ökonomie und ist aktiv im Netzwerk Care Revolution.

Literatur

FEDERICI, S. (2012): Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation. Wien: Mandelbaum Verlag.

SCHOLZ, R. (2000): Das Geschlecht des Kapitalismus: Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats. Berlin: Horlemann Verlag.

HAUG, F. (2006): Geschlechterverhältnisse – Marxistische Theorien und feministische Debatten. In Hrsg. Niechoj, T. & Tullney, M., Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie. Weimar: Metropolis.

MARX, K. & ENGELS, F. (1972): Marx/ Engels Werke 21, 1883–1889. Berlin: Dietz Verlag.

TILLY, C. & YOUNG, I.M. (2009): Structural Injustice and the Politics of Difference. Oxford: Wiley-Blackwell.

KLASSISMUS & RASSISMUS – VERWANDT- SCHAFTEN UND VERSCHRÄNKUNGEN

Audio-Dokumentation online!

Ab sofort kann eine Veranstaltungsreihe über die Beziehungen von Klassismus und Rassismus kostenfrei online nachgehört werden. Unter <https://soundcloud.com/klassismus-rassismus> ist die Audio-Dokumentation zu »Klassismus & Rassismus – Verwandtschaften und Verschränkungen« abrufbar, einer Veranstaltungsreihe, die im Jahr 2015 in Berlin stattfand. Sie wurde durchgeführt vom August Bebel Institut (ABI), einer SPD-nahen Einrichtung der politischen Bildung, sowie dem Antidiskriminierungsnetzwerk Berlin des Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg (ADNB des TBB), das People of Color und Schwarze Menschen bei Diskriminierung berät und unterstützt. Kuratiert wurde die Reihe von der Historikerin Manuela Bauche, der Diplom-Pädagogin Anh Ngo und der Politologin Anna Oelhaf.

Ausgangspunkt der Reihe war die Beobachtung, dass rassistische Diskriminierung aufgrund der (vermuteten/zugeschriebenen) ethnischen Herkunft und Diskriminierung aufgrund der (vermuteten/zugeschriebenen) sozialen Herkunft häufig nah beieinander liegen. Ein drastisches Beispiel dafür ist die Rede über vermeintliche Armutszuwanderung in journalistischer Berichterstattung und durch Politiker_innen. Hier werden Menschen einerseits fremd gemacht, andererseits auf ihre ökonomische Verwertbarkeit reduziert. Auch bestimmen häufig Sprache, Äußeres und ökonomischer Stand darüber, wie erfolgreich die Suche nach Arbeit oder Wohnung ist. Und Menschen erfahren Beachtung oder Herabwürdigung abhängig davon, wie sie Deutsch sprechen, ob sie sich akademisch oder nicht akademisch ausdrücken.

Von diesen gesellschaftlichen Ausgrenzungsmechanismen her ergaben sich die Leitfragen der Veranstaltungsreihe, mit denen die Beziehungen von Rassismus und Klassismus genauer in

den Blick genommen wurden: Wo ähneln, wo unterscheiden und wo verschränken sich die beiden Machtverhältnisse bzw. Diskriminierungsformen, und wie erklären sich diese Beziehungen? Wie können wir Rassismus und Klassismus zusammen denken? Welche anderen Machtverhältnisse sind dabei zu beachten? Und: Sind Solidarisierungen zwischen von Rassismus und von Klassismus Betroffenen möglich?

Diese Fragen wurden in drei Diskussionsveranstaltungen mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten erörtert. Zudem konnten sich Teilnehmende in einem zweitägigen Workshop mit dem Titel »Für Rassismus und Klassismus sensibilisieren« vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen mit den beiden Machtverhältnissen auseinandersetzen und eigene Verstrickungen darin untersuchen. Der Workshop wurde durchgeführt von Dirk Eilers (Theater- und Sozialpädagoge, Trainer für Social Justice, forscht zu interdependenten Klassismuserfahrungen) und Pasquale Virginie Rotter (Diversity-Trainerin, Empowerment-Trainerin, Bildungsreferentin für antisemitismus- und rassistisch-kritische Jugendarbeit).

In der Audio-Dokumentation können nun die folgenden drei Diskussionsveranstaltungen nachgehört werden:

Do 12. März 2015, 18–20 Uhr: Rassismus & Klassismus. Ein Gespräch zur Einführung

Mit: Tanja Abou (Social-Justice-Trainerin, Institut für Klassismusforschung), Çağrı Kahveci (Politikwissenschaftler, Alice Salomon Hochschule), Koray Yılmaz-Günay (Akademie für politische Bildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, ehem. Berater bei GLADT e.V.); Moderation: Manuela Bauche

Die Einführungsveranstaltung zielte auf ein Umreißen der Phänomene Rassismus und Klassismus, die Diskussion des Begriffs »Klassismus« und die Frage nach Gemeinsamkeiten, Verschränkungen und Unterschieden zwischen Rassismus und Klassismus.

Im Rahmen des Gesprächs wurde deutlich, wie Menschen wegen (vermuteter oder tatsächlicher) Armut oder (vermuteter oder tatsächlicher) »geringer« Bildung gesellschaftliche Ausschlüsse und Deprivilegierungen erfahren – nicht nur durch Sachbearbeitende in den Job-Centern, sondern auch durch Belächelt-Werden in Alltagssituationen oder durch tatsächliche Hürden aufgrund geringer Ressourcen, z.B. in der Bildungskarriere. Es wurde darauf hingewiesen, dass rassistische Diskriminierung ebenfalls mit Zuschreibungen von Armut sowie von »Bildungsmangel« einhergeht – beispielsweise werden Schwarze Personen unabhängig von ihrer tatsächlichen finanziellen oder sozialen Situation mit diesen Zuschreibungen belegt. Die Veranstaltung endete entsprechend mit der Frage, ob das hohe Maß an Naturalisierung in der rassifizierenden Zuschreibung von Eigenschaften, also das Maß, in dem behauptet wird, dass diese Eigenschaften unumgänglich seien, ein Kriterium zur Unterscheidung von Rassismus und Klassismus darstellen könne.

Do 10. September 2015, 19–21 Uhr: Rassismus & Klassismus: Verschränkungen mit Sexismus

Mit: Anne Frisius (Dokumentarfilmerin), Mónica Orjeda (Sozialberaterin bei verikom Hamburg), Llanquiray Painemal (Respect Netzwerk), Emilia Roig (Politologin, forscht über den privaten Pflegebereich und Intersektionalität); Moderation: Anna Oelhaf

Der zweite Diskussionsabend war den Zusammenhängen von Klassismus, Rassismus und Sexismus gewidmet. Diese wurden am Fall von Care-Work (u.a. Kindererziehung, Sorge-, Pflege- und emotionale Arbeit) erörtert – ein Bereich, in dem in der BRD zahlreiche illegalisierte Einwanderinnen tätig sind. Neben den Statements der Referent_innen lieferten Ausschnitte aus den Dokumentarfilmen »Mit einem Lächeln auf den Lippen«

(Anne Frisius/Mónica Orjeda, 2008) und »Dringend gesucht – Anerkennung nicht vorgesehen« (Anne Frisius/Nadja Damm/Mónica Orjeda, 2014) Einblicke in die Arbeits- und Lebensbedingungen illegalisierter Care-Arbeiterinnen. Deutlich wurde, dass diese Arbeiterinnen aufgrund ihres prekären Aufenthaltsstatus (und damit als Ergebnis einer Einwanderungspolitik, die spezifische Formen von Migration privilegiert, während sie andere deprivilegiert) sowie ihres Geschlechts in ökonomisch marginalisierte Positionen gedrängt werden. Von dieser Marginalisierung profitieren u.a. mittelständische (weiß-deutsche) Paare, wenn sie in ihrer Partnerschaft eine Gleichstellung der Geschlechter mithilfe illegalisierter Care-Arbeiterinnen ermöglichen. Diese strukturell benachteiligten und mehrfach diskriminierten Frauen haben auch bei Gewerkschaften wenige Ansprechpartner_innen. Trotz ausbeuterischer Verhältnisse kämpfen diese Frauen für ihre Rechte und fordern Strukturen ein, in denen elementare Grundrechte wie Lohnauszahlung, Arbeitszeitausgleich usw. auch für sie gelten.

Di 24. November 2015, 19–21 Uhr: Rassismus & Klassismus: Blicke in die Geschichte

Mit: Manuela Bauche (Historikerin mit Schwerpunkt Kolonialgeschichte, Museum für Naturkunde/Perspektiven auf Natur, Berlin) und Claudia von Gélieu (Politologin, Galerie Olga Benario. Forum gegen Neofaschismus, Sexismus, Rassismus und Imperialismus, Frauentouren); Moderation: Anh Ngo

In der dritten Veranstaltung wurde das Thema der Veranstaltungsreihe durch exemplarische Blicke in die Geschichte vertieft. Die Grundlage bildeten zwei Inputs: einerseits zum Umgang mit Armut in Deutschland vom Mittelalter bis zum Nationalsozialismus, andererseits zum Umgang mit Armut und Rassismus in Deutschland zur deutschen Kolonialzeit. Im Zuge der Diskussion wurde insbesondere auf die Bedeutung von Ideen der Nicht-Zivilisierung sowohl für Stereotypisierungen und Marginalisierungen von weißen »Armen« als auch für rassistische Ausschlussmechanismen hingewiesen. Zugleich wurde gemahnt, die Unterschiede in der rechtlichen Stellung von rassifizierten Menschen (in den ehemaligen kolonisierten Ländern des Globalen Südens) bzw. weißen »Armen« nicht zu übersehen. Ausgehend von der Feststellung, dass eine Wirkung von Rassismus und Klassismus darin bestehe, Trennungen in der Gesellschaft herzustellen und auf diese Weise Herrschaft zu stützen, wurden Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen von Solidarisationen zwischen von Rassismus und von Klassismus Betroffenen kontrovers diskutiert.

Anna Oelhaf, Manuela Banche, Anh Ngo



TRÄNEN

Ausdrucksform einer ursprünglicheren Sprache?

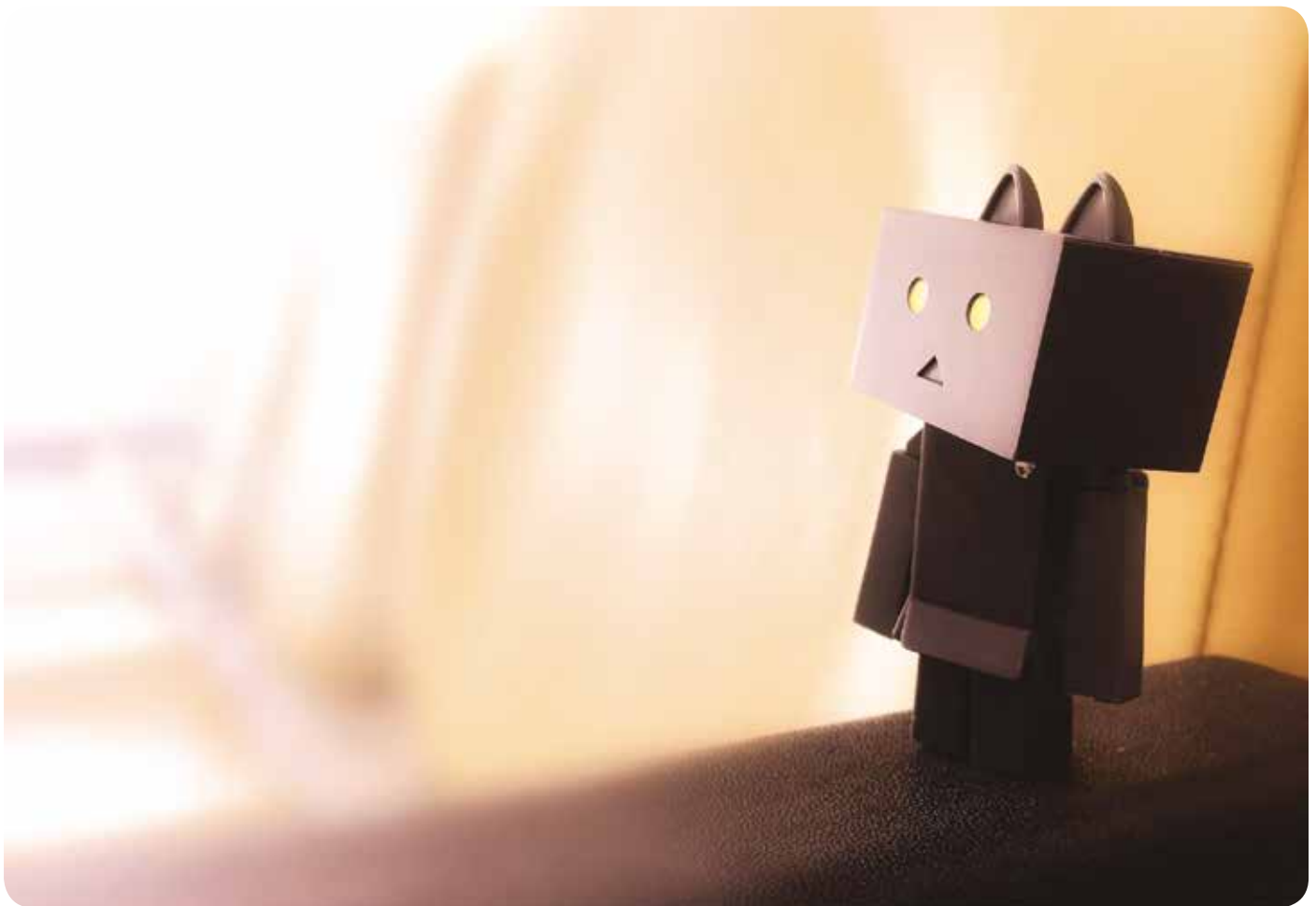
Das letzte bisschen Tageslicht verwusch sich schon langsam mit der eintreffenden Dunkelheit der nächsten meiner bereits gelebten 14180 Nächte und das Wetter zeigte sich an diesem Tag von seiner ihren trüben Seite. Es war kühl und nebelig. Kleine Regentropfen tanzten auf den Fensterscheiben und sahen dabei aus wie wollmützige Winterkinder, die auf Schlitten den Berg herabsausten. Im Hintergrund ertönte »Roads« von der britischen Trip-Hop-Band Portishead und die sanft-melancholische Gesangsstimme von Beth Gibbons wurschtelte sich durch meine Ohren bis ganz hinein in mein Innerstes. Es war ein vielschichtiger emotionsdiffuser Tag und mein Blick schweifte in die Ferne, in eine Welt, die sich mir zeigte, wenn ich in mir abtauchte. Was ich mir jetzt wünschte? Ein bisschen Entspannung und Entlastung.

Und prompt kam sie auch schon, die ersehnte Entlastung. Sie zeigte sich mir in Form einer kleinen Träne. Dieses kleine glasige Etwas kullerte mir schwungvoll über die Lidkante aus

meinem Auge und bahnte sich sogleich einen Weg über meine Wange an den Rand meines Kieferknochens, hielt sich dort noch einen ganz kurzen Moment, um dann doch in die Tiefe hinabzustürzen. So wurde die Träne vom Stoff meiner Kleidung aufgenommen und verschwand. Doch ein Gedanke blieb zurück. Ich fragte mich einmal mehr, warum weinen wir? Keine Frage, oder? Tränen gehören irgendwie dazu. Sie sind Teil des Körpers, sie sind Teil von Identität, von Persönlichkeit. Meine aufkommende Neugier wollte beruhigt werden, womit meine Recherche unmittelbar ihren Anfang fand.

Nüchtern betrachtet bestünden Tränen hauptsächlich aus Wasser. Andere wichtige Bestandteile seien Kochsalz, weshalb Tränen salzig schmeckten, diverse Proteine, z.B. das antibakterielle Lysozym, dann noch Zucker, einige anorganische und stickstoffhaltige Substanzen. Die Produktion von Tränenflüssigkeit erfolge zum Großteil in der Tränendrüse, aus der dann über 6 bis





12 Ausführungsgänge die Flüssigkeit in das Auge geleitet würde (Gumbert 2016). Also so was wie eine Super-Scheibenwaschanlage. Die Augenlider analog zu Scheibenwischern, die Ausführungsgänge wie Scheibenwaschdüsen. Frostschutzmittel? Kein Bedarf. Im Übrigen seien es bis zu 500 Milliliter, die am Tag produziert würden. Soviel wie 2,5 Becher Sahne oder eine Flasche Weizenbier.

Aber was, wenn einfach zu wenig produziert und das Auge nicht ausreichend versorgt werden würde? Wenn man einer Studie, über die das Ärzteblatt im April 2012 berichtete, Glauben schenken möchte, so sei Koffein in der Lage, die Tränenproduktion zu erhöhen. Es spräche jedenfalls nichts dagegen, wenn Patient_innen einen Therapieversuch mit Kaffee oder Tee probieren würden (Ärzteblatt 2016).

Ein passender Moment für einen Blick auf die Uhr und eine Tasse Tee. Self-Care. I love it. Ich entschied mich für einen Sencha, Daily Delight, dessen sattes Grün an die dichten grünen Wälder am Fuße des Fuji erinnern sollen. Nach einem kurzen Moment der Ruhe, setzte ich meinen Spaziergang durch die Wälder der Tränen fort und stieß auf weitere interessante Informationen.

In einem Online-Artikel mit dem Titel »Tränen-Studie: Warum wir weinen« wurde die Veröffentlichung »Emotional Tears as Biological Signals« des Evolutionsbiologen Oren Hasson von der Tel Aviv Universität in Israel besprochen. Darin gehe es im Wesentlichen darum, dass die bereits aufgestellten Theorien einiger Forscher_innen, Tränen seien als Signal an die Umwelt zu verstehen, vom ihm weiter verfolgt und vertieft werden. Er vermute nämlich, dass Weinen wahrscheinlich dazu dienen könnte, andere Menschen stärker an sich zu binden, aber auch eine hemmende Wirkung auf andere Menschen haben zu können. Weinen signalisiere also Verletzlichkeit und Hilfsbedürftigkeit. Untersuchungen hätten gezeigt, dass es weniger intensive Gefühle in einer_einem Gesprächspartner_in auslöse, wenn ein Mensch z.B. ohne Tränen von ihrer_seiner Trauer berichte. Der Evolutionsbiologe David Buss von der University of Texas in Austin empfände diese Theorien als eine »sehr originelle Idee« (Spiegel Online 2009).

Ach, ja! Na klar, so ganz ohne heteronormative Brille und die damit verbundene »natürliche« Zweigeschlechterordnung ging diese thematische Abhandlung dann wohl doch nicht. Es braucht halt Geduld für ein 8. Weltwunder! Na ja! o.k., im Warten war und bin ich super trainiert. Meister_innenhaft quasi. Und so

las ich, dass »Augenärzte« der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft (DOG) in mehreren Untersuchungen feststellten, dass sich »männliches« und »weibliches« Weinverhalten erst ab dem 13. Lebensjahr unterscheidet. »Frauen« würden demnach bis zu 64-mal im Jahr weinen, »Männer« höchstens 17-mal. Einen Nachweis, dass das als »weiblich« zugeordnete Geschlechtshormon Östrogen darauf Einfluss hätte, gäbe es aber nicht. Weinen vor Freude, Trauer oder Zorn sei vermutlich erlernt (DOG 2009). Sichtbare Folgen einer mächtigen und doch weitgehend unsichtbaren Sozialisationsmaschinerie?

Wie wirkmächtig, zuschreibend und handlungsleitend sich emotionaler Ausdruck in Bezug auf geschlechtliche Zuordnung eines menschlichen Wesens zeigt, reflektierte sich in meinen Gedanken und der Spiegelung im letzten kleinen Rest grünen Tees auf dem Grunde meiner Tasse. Es war und ist so sehr so oft einfach nur absurd, wenn ich so darüber nachdachte. Wer das »Grundgesetz« der Stereotype nicht einhalte, müsse einfach mit jedweder Konsequenz rechnen. Abwehr und Ausschlüsse, keine Seltenheit. An die anderen möglichen Konsequenzen mochte ich gerade überhaupt nicht denken, denn meine Emotionen hatten sich im Laufe des Abends schon zum Entspannen auf dem Sofa breitgemacht und ein Aufwecken würde sicherlich nur dazu führen, dass ich meine Recherche nicht so ohne Weiteres fortsetzen könnte. Aber wenn ich jetzt schon mal beim Thema Emotionen war, so dachte ich gerade an die Profession der Sozialen Arbeit und auch daran, dass die Arbeit so dauerhaft voll von menschlichen Emotionen sein kann.

Ich recherchierte weiter und stieß auf die Master-Thesis von Ginger Ineichen aus dem Jahr 2012, die sich mit der Konfrontation und der Einwirkung fremder und eigener Emotionen von und auf Sozialarbeiter_innen unterschiedlicher Handlungsfelder auseinandergesetzt hatte. Diese Analyse begann Ineichen mit der Einleitung, es müssten Emotionen bzw. der professionelle Umgang damit im Theoriebestand abgebildet sein, damit dieser grundlegende Aspekt Sozialer Arbeit theoretisch reflektiert werden könnte (Ineichen 2012, S. 5).

Äh, halt mal. Plumps. Tataaaa. Funny van Dannen? »Emotionen Pause machen«? Das Lied sprang mir plötzlich singend klingend in beiden Ohren hin und her und ich entschied mich für den Klick auf den Download-Button, lud das 107-seitige Dokument einfach herunter. In meiner virtuellen Schublade verstaut, fand es erst mal einen gemütlichen Platz für eine zeitlich verschobene Auseinandersetzung. Ich wollte doch eigentlich in meiner Recherche über Tränen fortfahren, was sich dann wirklich auch noch auszahlte. Ich stieß auf eine Seite, die mich sofort in ihren Bann zog und mich nachhaltig begeisterte.

Die »Topographie der Tränen« von Rose-Lynn Fisher, eine Bilder-Studie von 100 Tränen, die durch ein optisches Mikros-

kop abfotografiert wurden. Fisher selbst beschreibt diese Serie als einen kurzlebigen Atlas. Ablichtungen unterschiedlichster Tränen mit einer individuellen Zusammensetzung aus Wasser, Proteinen, Mineralstoffen, Hormonen, Antikörper und Enzymen, bilden momentane und kurzlebige Landschaften, die sich vergänglich so wie Fingerabdrücke eines Menschen in einem Traum präsentieren. Trauer, Freude, Frustration, Ablehnung, Auflösung, Lachen, Gähnen, Geburt und vieles mehr. So unterschiedlich, so einzigartig jedes Bild. Fisher spricht von Tränen als einem Medium unserer ursprünglichsten Sprache (Fisher 2015).

Cultivating coping mechanisms

2015-04-20b

→ Consciously developing coping skills/associations



Diese Idee von ursprünglicher Sprache brachte mich auf alte Gedanken. Ich fragte mich manchmal und auch immer mal wieder heute noch, wie es wohl war, als neugeborener Mensch, so ohne Worte, auf dieser Welt. Wie verarbeiten wir Emotionen, Erlebnisse und Eindrücke, wenn wir uns noch nicht auf Worte berufen können? Mit Worten ist es mir heute möglich, mir selbst oder anderen Menschen eine Umschreibung meiner Gefühlszustände näherzubringen. Ungeachtet der Problematiken vom Senden und Empfangen, dem Bahnhof der Missverständlichkeiten, denke ich, dass es in letzter Konsequenz, doch nur eine Umschreibung dessen bleibt. Nur eine Spiegelung auf der Oberfläche von Wasser, die die Tiefe der See verbirgt.

Die Vorstellung, dass sich etwas Tiefes, etwas Ursprüngliches in Tränen wiederfinden könnte, finde ich schön. Das Tränen weiterhin ein Rätsel darstellen sowieso. Ich finde Tränen wichtig, erleichternd und reinigend. Egal auf welche Art und Weise auch immer. Mit diesen Gedanken schloss ich meine Recherche für heute Abend und legte mich zum Schlafen auf mein Sofa. Eingekuschelt in eine warme Decke und meine Emotionen, die bereits tief und fest schlummerten.

Jana Maria Knoop ist stellvertretende Frauenbeauftragte und Studentin der Sozialen Arbeit an der ASH. Außerdem gibt sie Workshops zum Thema geschlechtliche Identitäten, Zuschreibungen und Trans*-Empowerment.

Literatur

DOG – DEUTSCHE OPHTHALMOLOGISCHE GESELLSCHAFT (2009): Frauen und Männer weinen anders – Emotionale Tränen bleiben ein Rätsel. Verfügbar unter: <https://idw-online.de/de/news338744> (31.03.2016)

HASSON, OREN (2009): Emotional Tears as Biological Signals. *Evolutionary Psychology*, 2009, Vol. 7, Nr. 3, S. 363–370

FISHER, ROSE-LYNN (2015): The Topography of Tears. Verfügbar unter:

<http://rose-lynnfisher.com/tears.html> (31.03.2016)

GUMPert, DR. NICOLAS (2016): Tränenflüssigkeit. Verfügbar unter:

<https://www.dr-gumpert.de/html/traenenfluessigkeit.html> (03.04.2016)

INEICHEN, GINGER (2012): Emotionen in der Sozialen Arbeit. Analyse der Thematisierung von Emotionen im Konzept »Lebensweltorientierung« von Klaus Grunwald und Hans Thiersch. Bern: Verlag Edition Soziothek, 2012.

ÄRZTEBLATT.DE (2016): Koffein erhöht Tränenproduktion. Verfügbar unter:

<http://www.aerzteblatt.de/nachrichten/49898> (10.07.2016)

SPIEGEL ONLINE (2009): Tränen-Studie: Warum wir weinen. Verfügbar unter:

<http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/traenen-studie-warum-wir-weinen-a-645981.html> (10.07.2016)



درؤازه بسته کو

War der erste Satz in meiner Muttersprache.
 Muttersprache – die Sprache meiner Mutter.
 In meinem Vaterland – im Land meines Vaters?
 »Ha! Halb Nazi und halb Taliban!«
 Das »Nazi« hab ich hinzu gedichtet,
 denn welche_r Deutsche_r hat schon vernichtet?!

»Schau doch Latifa, Muslime töten Christen,
 Aber Christen töten keine Muslime.«
 Genau, Christen töten nicht,
 Die tun nur Gutes
 Und Muslime töten aufgrund ihres Wutes.
 Wut führt zu Krieg?

KRIEG.

Ich will also Krieg?
 Ich krieg genug von Kriegen,
 Möcht doch lieber Frieden.

Self-care is warfare.

Es ist ein anderer Krieg,
 Ein Krieg mit Worten
 Von Menschen aller Sorten.
 Es ist ein Krieg der Unterdrückten
 Der Verdammten und Verrückten.
 Aber ein Krieg kann uns nur gelingen,
 Wenn wir erkennen worum wir ringen.

Self-care is warfare.

Liebe Dich.
 Spüre Dich.
 Achte Dich.
 Finde Dich.

Denn ohne 100% von Dir,
 gibt es kein WIR.

ich bin eifersüchtig
vielleicht deswegen
gelb vor neid
habe umgang nie gelernt
ich bin
eifersüchtig unhöflich maulig
ich hab gern ein vorteil
wenn schon
keinen privileg
ich bin eifersüchtig
auf leute
die zur musikschule gingen
deren eltern ihnen ein pferd kauften
die kleine hübsche kinder auf
polaroids
heute
sind
die kinder in der mitte
alles richtig
egal was
die kinder sind
waren meine freunde nie
sagen mir was zu tun
egal was
bin ich auf der treppe immer die letzte
nach dem sport
immer noch am ball
heute draussen
nicht als erstes sehe ich mich
am aufholen

»KÄMPFEN IST BESSER ALS GAR NICHTS MACHEN!«

Organisierung von Care-Arbeiter_innen im Kampf für ihre Rechte und Anerkennung



Rosita P. ist mit einem Touristenvisum – organisiert durch eine peruanische Arbeitsagentur – nach Europa eingereist. Im Flugzeug erfährt sie zufällig in einem Gespräch mit der Sitznachbarin, dass sie mit dem Visum gar keiner Arbeit nachgehen kann. Tia H. kam von Indonesien nach Deutschland, um zu studieren. Stattdessen arbeitet sie zwischen 12 bis 14 Stunden pro Tag für eine gut situierte Hamburger Familie.

Sie sind gekommen mit Hoffnung auf ein besseres Leben. Was sie hier in Europa erwartet hat waren Ausbeutung, Isolation und ein Leben in der Illegalität. Der Film »Dringend gesucht – Anerkennung nicht vorgesehen« von der Filmemacherin Anne Frisius zeigt Porträts von migrierten Care-Arbeiterinnen in Hamburg und Amsterdam, die über ihre Wünsche und Träume in Europa, ihre ausbeuterischen Arbeits- und Lebensbedingungen und nicht zuletzt über ihre Organisierung als Hausangestellte im Kampf

für ihre Rechte und Anerkennung sprechen. Dabei wird die starke Verknüpfung zwischen Gender, Migration und Care-Arbeit sichtbar: Porträtiert werden Women of Color, die in Europa als Haushaltsarbeiterinnen bei Familien arbeiten. Sie erledigen die liegengelassenen Reproduktionsarbeiten wie kochen, putzen, Kinder umsorgen, die durch das Konzept der neoliberalen Erwerbsarbeit im Kampf zwischen den Geschlechtern nicht mehr ausgehandelt werden müssen, weil sie »outgesourct« sind. Alltäglich anfallende familiäre Sorgearbeit wird bei vorhandenen finanziellen Ressourcen der Einzelhaushalte, wie bei größeren Unternehmen »outgesourct«, zum Teil an Women of Color oder Migrantinnen, die einen prekären Aufenthaltsstatus haben oder deren Aufenthalt von der Beschäftigung durch ihren Arbeitgeber abhängt. Die Prekarität wird meist noch durch den erschwerten Zugang zur deutschen Sprache oder zum Wissen über ihre Rechte verstärkt. Dadurch füllen sie eine Versorgungslücke unseres ökonomisierten Pflegesystems, beziehungsweise werden sie in diese Lücke hineingedrängt.

Nicht nur Sexarbeiter_innen können von Menschenhandel und Zwangsarbeit betroffen sein; seit 2005 gibt es auch den Tatbestand Menschenhandel zum Zwecke der Arbeitsausbeutung. Der Bereich Care-Arbeit umfasst viele Tätigkeiten (Pflege, hausnahe Bereiche, Sexarbeit etc.) und Arbeitsausbeutung ist ein Teil der Arbeitsrealität. Dabei ist es schwierig, ein umfassendes Bild über die Ausbeutung in Privathaushalten zu erhalten, da die betroffene Personen meist in ihrem Arbeitsort isoliert leben, von ihrer Lage meist die einzigen Zeuginnen sind und oft wegen ihrer Illegalisierung der Zugang zu helfenden Institutionen mit Angst verbunden ist.

Wie ist das gesetzlich überhaupt möglich? Vor zwei Jahren trat in Deutschland das Übereinkommen »Menschenwürdige Arbeit für Hausangestellte« der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO Konvention Nr. 189) in Kraft. Diese soll Haushaltsarbeiter_innen gleiche Rechte wie sonstigen Arbeitnehmer_innen garantieren. Auch für Menschen ohne Papiere oder mit irregulärem Aufenthaltsstatus gilt die Konvention. Jeder Mitgliedstaat – der sie ratifiziert hat – muss dafür sorgen, dass sie in innerstaatliches Recht umgewandelt wird, bzw. dass Haushaltsarbeiterinnen im Sinne der Konvention im Inland geschützt sind. Die Realität schaut jedoch so aus, dass das Gesetz nur auf dem Papier steht und der Schutz der Rechte aller Hausangestellten nicht sichergestellt wird. Hinzu kommt, dass das Gesetz mit gewissen »Vorbehalten« ratifiziert wurde. Selbstständig Arbeitende und Hausangestellte, die mit im Haushalt leben, können nicht die in der Konvention verbrieften Rechte beanspruchen, was jedoch auf viele zutrifft bzw. ganze Gruppen ausschließt – wie z.B. Hausangestellte von Diplomat_innen, die im Haushalt ihres Arbeitgebers leben müssen.

In Anbetracht der Situation der Care-Arbeiter_innen wird oft von »moderner Sklaverei« gesprochen. Jedoch schreibt der Film



von Anne Frisius den Haushaltsangestellten nicht nur die objektivierte Opferrolle zu, sondern zeigt sie auch als selbstbewusste Kämpfer_innen, die gegen ihre Lebensverhältnisse Widerstand leisten. Er verbindet den Kampf um Aufenthaltsrecht und um Anerkennung von Care-Arbeit. Der Film ruft zur Solidarisierung mit ihrem Kampf auf und trägt zur Forderung der »United Migrant Domestic Workers« in den Niederlanden bei, die am Ende des Filmes auf einem Demonstrations-Banner gezeigt wird: »Nie wieder unsichtbar!«

»Dringend gesucht – Anerkennung nicht vorgesehen«,
Regie Anne Frisius in Zusammenarbeit mit Mónica Orjeda, 65 min,
Hamburg/Amsterdam/Bremen 2014, 25 Euro.

WWW.KIEZFILME.DE

Aiko Takahashi, studiert an der Alice Salomon Hochschule Soziale Arbeit im 5. BA-Semester und ist seit Februar 2016 stellvertretende Frauen*beauftragte der ASH.

AKKUMULATION COMMONS/

Allgemein bedeutet Akkumulation Ansammlung, vorwiegend für die Anhäufung von Reichtum verwendet (z.B. in Form von Geld, Boden oder Produktionsmitteln).

BINARITÄT

ist die Vorstellung von einem System, das aus zwei Kategorien besteht. In den Gender-Studies beispielsweise ein zweigeschlechtliches System aus »Frauen« und »Männern«, das Zuordnungen jenseits dieser beiden, wenn überhaupt, nur als Abweichung der Norm zulässt.

CARE- BZW.

SORGE-ARBEIT

Der englische Begriff »Care« heißt wörtlich übersetzt (Für-)Sorge, Pflege, aber auch Umsicht, Interesse und Achtsamkeit. Der Care-Begriff wird in diesem Heft äquivalent mit Sorge verwendet. Care- bzw. Sorge-Arbeit bezeichnet alle Tätigkeiten, die unbezahlt oder bezahlt als Haus- und Sorgearbeit bzw. Betreuung getätigt werden. Care-Arbeit schließt alle Tätigkeiten ein, die die Sorge von Menschen in den Mittelpunkt stellen – von Erziehung und Bildung, über Kranken- und Altenpflege, aber auch die Soziale Arbeit. Auch die Sorge um sich selbst wird als Teil von Care-Arbeit verstanden.

CIS ODER CIS-

GENDER

bezeichnet Menschen, die sich mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Der Begriff wurde eingeführt, damit trans* nicht die Abweichung einer als gegeben betrachteten Norm markiert.

ALLMENDE

»Commons« ist der englische Begriff für Allmende. Allmende ist eine Rechtsform gemeinschaftlichen Eigentums und bezeichnet Gemeinschafts- bzw. Genossenschaftsbesitz. Ursprünglich aus der Landwirtschaft stammend, wurden die Begriffe auf andere Bereiche ausgeweitet. Die Commons-Debatte setzt sich kritisch mit den Folgen von Privatisierung und Kommerzialisierung auseinander und stellt die kollektive Nutzung von gemeinschaftlichem Eigentum in den Vordergrund. Aus feministischer Sicht ist bei dem Commons-Gedanken vor allem die Organisation der (geschlechter-)gerechten Verteilung des Sorgebereichs interessant.

DEKONSTRUKTION

meint in Anlehnung an Derrida die kritische Analyse von Texten mit dem Ziel, deren verschiedenen Deutungsmöglichkeiten nachzuspüren und zu erkunden, wie Texte Bedeutung erzeugen. In den Gender Studies sind Judith Butler und Gayatri Spivak die bekanntesten Dekonstruktivistinnen (-Konstruktivismus).

DISKURS

Der Begriff Diskurs wurde bis in die 1960er-Jahre vorrangig in der Bedeutung »erörterndes« oder »hin und her gehendes Gespräch« verwendet. Heute wird der Begriff Diskurs häufig im Sinne der Diskurstheorie von Michel Foucault verwendet. Grob vereinfacht meint Foucault mit Diskurs das in der Sprache aufscheinende Verständnis von Wirklichkeit der jeweiligen Epoche. Der Diskurs definiert für einen bestimmten Zusammenhang

oder ein bestimmtes Wissensgebiet, was sagbar ist, was gesagt werden soll und was nicht gesagt werden darf. Der Diskurs ist dabei nur der sprachliche Teil einer »diskursiven Praxis«, die auch nicht sprachliche Aspekte mit einbezieht. In der feministischen Theorie und vor allem seit Butler schließt Diskurs auch körperliche Darstellung oder Sprechakte mit ein. Somit wird Geschlechtsidentität diskursiv erzeugt.

DIVERSITY

ist das englische Wort für Vielfalt. Diversity ist als Begriff vor allem im Kontext von Diversity Management bekannt geworden. Diversity Management ist eine Strategie, die das vielfältige Potenzial der Mitarbeiter_innen nutzbar machen soll. Außerhalb des Diversity Management wird Diversity verwendet, um die Vielfalt von Lebenserfahrungen geltend zu machen. Im Gegensatz zu Intersektionalität werden die verschiedenen Kategorien von Vielfalt durch das Diversity-Konzept vor allem additiv verwendet und selten in ihrem Verhältnis zueinander betrachtet.

EMANZIPATION

Der Begriff bezeichnet eine gesellschaftliche und politische Selbstbefreiung marginalisierter Gruppen. In der Regel zielen emanzipatorische Prozesse darauf ab, durch das Hinterfragen bestehender Machtstrukturen eine Verbesserung der Lebensumstände durch mehr Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Freiheit, Anerkennung und Partizipation zu erreichen. Besonders häufig tritt der Begriff im Zusammenhang mit der Frauenemanzipation auf. Diese wird im europäischen Kontext in drei Bewegungen beschrieben: die Beginen Bewegung innerhalb eines katholischen Kon-

textes im 12. Jahrhundert, die Frauenbewegung mit dem Beginn der Französischen Revolution Ende des 18. Jahrhunderts rund um Olympe de Gouges, die Suffragettenbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts und die sogenannte zweite Welle der Frauenbewegung Mitte der 40er-Jahre des 20. Jahrhunderts.

FEMINISMUS

beschreibt sowohl ein theoretisches Bekenntnis, als auch eine Bewegung, die im Kontext der Frauenbewegung entstand und das Aufbegehren von Frauen gegen ihre Unterdrückung und die Herrschaftsform des Patriarchats bezeichnet.

FEUDALISMUS

Wenn die adlige Oberschicht mit vielen Privilegien und mit der Grundherrschaft ausgestattet ist, wird von einer feudalistischen Staats- und Gesellschaftsordnung gesprochen. Dem System von Privilegien entspricht in umgekehrter Richtung ein System von Treue- und Gefolgschaftspflichten. Die marxistische Theorie versteht unter dem Begriff Feudalismus die ökonomische Gesellschaftsordnung und Kapitalismus: Die Aneignung von Teilen des gesellschaftlichen Produkts durch die herrschende Klasse wird durch die Verfügung über den Boden begründet.

GENDER

wird verkürzt häufig mit »Geschlecht« übersetzt und ist ursprünglich die Benennung des grammatikalischen Geschlechts im Englischen. Es wird seit den 1970er-Jahren verwendet, um das sozial konstruierte Geschlecht in Abgrenzung zum biologisch zugeschriebenen Geschlecht (Sex) zu beschreiben. Die Sex-Gender-Trennung

wurde vor allem durch konstruktivistische Theorien kritisiert, die besagen, dass auch das biologische Geschlecht konstruiert ist und dass mit der Trennung Zweigeschlechtlichkeit beibehalten und verstärkt wird.

GENDER STUDIES

wird wortwörtlich mit Geschlechterstudien übersetzt und bezeichnet eine Studien- und Forschungsrichtung, die sich mit gesellschaftlichen Phänomenen und deren Auswirkungen auf Geschlecht beschäftigt. Konkretes Ziel ist es, Geschlechterverhältnisse in verschiedenen sozialen, politischen, historischen und kulturellen Kontexten zu analysieren.

HETERONORMATIVITÄT

beschreibt eine Weltsicht, die Heterosexualität als Normalität und somit alles jenseits dieser, so zum Beispiel Homosexualität, als normative Abweichung begreift. Damit einher geht auch die Annahme, dass Sexualität auf einem binären System von männlich/weiblich basiert.

HETEROSEXUALITÄT

kurz »Hetero« – griechisch »das andere« – ist eine Begehrensform, die ein binäres Geschlechtersystem voraussetzt, in dem jeweils die als gegensätzlich verstandenen Geschlechter, also »Frauen« und »Männer«, einander begehren. Sie gilt als Gegensatz der Homosexualität und bleibt häufig unbenannt, da sie als Norm gilt.

HOMOSEXUALITÄT

ist eine Begehrensform, der wie der Heterosexualität ebenfalls ein binäres Geschlechtersystem zugrunde liegt, allerdings richtet sich hier das Begehren auf das »gleiche« (griech. homo) Geschlecht. Als Gegenmaßnahme zu der Pathologisierung, die mit Homosexualität einhergeht, wird als politische Selbstbezeichnung häufig nur Homo verwendet.

INTERDEPENDENZ

beschreibt die Wechselwirkung und Abhängigkeiten verschiedener Machtstrukturen. Dieser Betrachtung liegt die Annahme zugrunde, dass sich bestimmte Diskriminierungsformen nicht unabhängig von anderen denken und analysieren lassen. Im Rahmen der Intersektionalität wird damit ein größerer Zusammenhang zwischen Diskriminierungen aufgezeigt, als das Bild einer Straßenkreuzung von Kimberlé Crenshaw es zunächst zulässt. So kreuzen sich verschiedene Macht- und Ungleichheitssysteme nicht nur einfach, sondern stehen in unmittelbarem Zusammenhang und unmittelbarer Abhängigkeit zueinander und bedingen sich gegenseitig.

INTERSEKTIONALITÄT

Der Begriff Intersektionalität kommt aus den USA und wurde von der feministischen Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw erstmals verwendet. Er beschreibt – in Anlehnung an das Bild einer Straßenkreuzung (intersection) – die Überkreuzung von verschiedenen Ungleichheitskategorien. Damit knüpft der Begriff auch an die

Geschichte des Black Feminism an, der den Sexismus der Bürgerrechtsbewegung und den Rassismus der feministischen Bewegung kritisierte. In den USA wird Intersektionalität vor allem in Zusammenhang mit der dreifachen Unterdrückung durch race-class-gender genannt. In Deutschland wurde der Begriff um weitere Ungleichheitskategorien erweitert, was wiederum heftig diskutiert wurde.

INTERVENTION

bezeichnet das Eingreifen in Situationen oder Begebenheiten, häufig mit symbolischem Charakter. Interventionen haben im politischen Kontext häufig einen wehrhaften Charakter oder dienen dazu Betroffene zu unterstützen. Gerade antirassistische und anti(hetero)sexistische Aktionen arbeiten mit Interventionen, um Machtverhältnisse sichtbar zu machen und Räume nicht der herrschenden Dominanzkultur zu überlassen.

INTER*

sind Personen, die mit körperlichen Merkmalen geboren werden, die medizinisch als »geschlechtlich uneindeutig« gelten. Der Überbegriff Inter* ist ein Begriff, der sich aus der Community entwickelt hat, und der als ein emanzipatorischer und identitärer Überbegriff die Vielfalt intergeschlechtlicher Realitäten und Körperlichkeiten bezeichnet.

KLASSISMUS

bezeichnet die Diskriminierung aufgrund der Wertigkeit wirtschaftlich und bildungspolitisch unterschiedlich starker Klassen. In Zusammenhang damit stehen Benachteiligungen und Stigmatisierungen aufgrund des tatsächlichen oder vermuteten Bildungsstatus und der sozialen Einbindung. Phä-

nomene werden bestimmten Klassen zugeordnet und Wertigkeiten konstruiert. Somit werden die in der Hierarchie minderwertigen Klassen problematisiert und stereotypisiert.

KOMMODIFIZIERUNG

stammt vom englischen Begriff commodity (Ware) und bezeichnet die Kommerzialisierung bzw. das »Zur-Ware-Werden« von Bereichen, die vorher nicht warenförmig organisiert wurden und daher außerhalb des Kapitalkreislaufes standen, wie etwa die Gemeingüter (sogenannte Commons) Land, Wasser, aber auch Bildung oder geistige Arbeit. Die Kommodifizierung von Care-Arbeit bezeichnet die Privatisierung von vormals sozialstaatlich organisierten Leistungen.

LGBT*I*(Q)

bezeichnet die Community der Lesbians, Gays, Bis, Trans*, Inters*, (und Queers)

übersetzt Community der Lesben, Schwulen, Bis, Trans*, Inters* (und Queers)

MARGINALISIERUNG

beschreibt eine Verdrängung von Minderheiten an den gesellschaftlichen Rand. Marginalisierte Gruppen entsprechen in der Regel nicht der normorientierten Mehrheitsgesellschaft und werden von dieser in ihren Handlungsfähigkeiten stark eingeschränkt. Minimierte Partizipationsmöglichkeiten machen eine Teilnahme am gesellschaftlichen Leben innerhalb dieser Mehrheitsgesellschaft für Minderheiten schwierig bzw. unmöglich, was

mindestens in Teilbereichen zum Ausschluss führt.

NEOLIBERALIS- MUS/ NEOLIBERAL

Bezeichnung für eine politisch-ökonomische Anschauung, die im Wettbewerb den Garanten für sozialen Fortschritt und individuelle Freiheit sieht.

ÖKONOMISIE- RUNG

Von Ökonomisierung wird gesprochen, wenn in den nicht-ökonomischen Subsystemen wie Bildung, Wissenschaft, Gesundheitswesen und öffentliche Verwaltung und Dienstleistungen die ökonomischen Bezüge dominieren und danach gehandelt wird. Dabei wird, um die Qualität zu verbessern, jeweils die Kosten-Nutzen-Logik angewandt. Vor allem bei Sozialer Arbeit ist die Ökonomisierung kritisch zu betrachten, da oft die Bedürfnisse der Adressat_innen der Profession aus dem Blickfeld geraten.

PARTIZIPATION

wird übersetzt mit Teilhabe, Beteiligung oder Mitbestimmung. Die Möglichkeit der Partizipation ist wichtig, um die eigenen Lebensverhältnisse mitgestalten und beeinflussen zu können. Partizipation ist daher auch ein wichtiger Begriff der Pädagogik und Soziologie.

PATERNALIS- MUS

meint eine Bevormundung, die der bestehenden Herrschaftsordnung entspricht.

PATRIARCHAT

(wörtlich: Herrschaft des Vaters) bezeichnet eine nach dem männlichen Strukturprinzip organisierte Gesellschaftsordnung, in der alles, was weiblich konnotiert ist, abgewertet wird. So wird dem Mann eine bevorzugte Stellung in Staat, Ökonomie und Familie eingeräumt.

PERFORMANZ

ist eine soziale Handlung, die sinnstiftend ist und etwas bewirkt. In den früheren Sprechakttheorien wurden bestimmte Handlungsverben als performativ gekennzeichnet (wie zum Beispiel taufen, danken, versprechen, warnen, sich entschuldigen etc.), später wurde dies

revidiert und heute wird unter dem Begriff allgemein die Handlungsdimension von Äußerungen, Werken oder Kunstwerken verstanden.

QUEER

ist das englische Wort für Andersartigkeit. Damit sollen Dinge, Handlungen oder Personen beschrieben werden, die von der Norm abweichen. Ursprünglich wurde das Wort im Sinne von »pervers« als Schimpfwort gebraucht. In den 80er- und 90er-Jahren wurde das Wort durch die positive Verwendung umgewidmet und beschreibt inzwischen das Ausbrechen aus der Zwei-Geschlechter-Ordnung sowie aus heteronormativen Lebenskonzepten.

REPRODUKTI- ON SARBEIT

als Begriff geht auf Karl Marx zurück. Marx unterschied in seiner Analyse des Kapitalismus zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit. Laut Marx ist die produktive Arbeit (z.B. in den Fabriken) dazu da Kapital zu vermehren. Die reproduktive Arbeit (z.B. Haus- und Betreuungsarbeit) führt zum Erhalt der menschlichen Arbeitskraft, also deren Reproduktion. Reproduktionsarbeit wird meist unbezahlt und vor allem von Frauen* geleistet. Feministinnen in den 1970ern

verwendeten den Begriff der Reproduktionsarbeit, um die Ausbeutung von (weiblicher) Arbeitskraft im Kapitalismus, aber auch deren Unsichtbarmachung im Marxismus deutlich zu machen. Der Begriff der Reproduktionsarbeit wird durch den etwas weiter gefassten Care-Begriff, der auch bezahlte Sorgearbeit mit einschließt, zunehmend abgelöst (-Care-Arbeit).

SEXUALITÄTS- DISPOSITIV

Seit dem 18. Jahrhundert gilt der Sexualität ein beständiges Augenmerk der Kontrollinstanzen und der Wissenschaften. Dies bringt die moderne Sexualität als ein Konstrukt von Gedanken und Praktiken strategisch zugerichtet hervor – d.h., dass die Sexualität gesellschaftliches Tun von uns allen organisiert und der Inhalt hergestellt wird.

TRANS*

bezeichnet Menschen, die sich nicht mit dem ihnen bei ihrer Geburt zugeordneten Geschlecht identifizieren. Die Selbstbezeichnung ist dabei kein Identitätsmerkmal, dass automatisch darauf schließen lässt, ob sich diese Person mit einem anderen Geschlecht, keinem Geschlecht oder mehreren Geschlechtern identifiziert.

Das Glossar wurde von der Redaktion zur besseren Verständlichkeit erarbeitet und erhebt nicht den Anspruch vollständig oder begrifflich vollkommen exakt zu sein. Die dargestellten Definitionen geben oft nur einen Teilbereich der komplexen Begriffe wieder.

Literatur

ALTHOFF, MARTINA/BERESWILL, MECHTHILD/RIEGRAF, BIRGIT (2001): Feministische Methodologien und Methoden: Traditionen, Konzepte, Erörterungen (Lehrbuch zur Sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung). Opladen: Leske + Budrich Verlag.

BECKER, RUTH/KORTENDIEK, BEATE (2010): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

FUCHS-HEINRITZ, WERNER/KLIMKE, DANIELA/LAUTMANN, RÜDIGER, ET AL. (2011): Lexikon zur Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

HORNSCHEIDT, LANN (2012): feministische w_orte: ein lern-, denk- und handlungsbuch zu sprache und diskriminierung, gender studies und feministischer linguistik. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel..

KROLL, RENATE (2002): Metzler Lexikon: Gender Studies, Geschlechterforschung. Stuttgart: Verlag J.B. Metzler.

CALL FOR PAPERS

KÖRPERPOLITIKEN –

FEMINISTISCHE PERSPEKTIVEN ZU

KÖRPERN UND ENTKÖRPERUNG

Die Auseinandersetzung mit Körpern und Entkörperung ist ein wichtiges Querschnittsthema in feministischen Auseinandersetzungen. Herrschaftsverhältnisse manifestieren sich auch dadurch, wie und ob Körper als solche wahrgenommen werden. Erzählungen von Körpern, Zuschreibungen, Pathologisierungen und Repressionen sind sowohl Folge, als auch Instrument hegemonialer Herrschaftsstrukturen. Deswegen ist es Aufgabe feministischer Praxis diese Körperbilder und damit verbundenen -politiken kritisch zu analysieren und Gegenbilder und neue Narrative zu schaffen. Die Thematisierung von unterschiedlichen Körperpolitiken kann dabei aus verschiedenen Richtungen betrachtet werden: in Form von hegemonialen Körperpolitiken als gesellschaftliches Herrschaftsinstrument oder in Form von empowernden und widerständigen Gegenerzählungen und Praxen. Darüber hinaus, kann der Fokus auf Körperpolitiken aus vielen verschiedenen Perspektiven heraus thematisiert und analysiert werden. So zum Beispiel in Hinblick auf: Rassismus, Trans*Feindlichkeit, Bodyism, Fatshaming, Ableism oder Sexismus und damit verbunden die unterschiedlichen Debatten um sexuelle und körperliche Selbstbestimmung. So wird die Auseinandersetzung mit Körpern, Entkörperung und Körperpolitiken zur Verkörperung eines intersektionalen Zugangs feministischer Diskurse.

Wir möchten alle Interessierten einladen, Artikel zu dem Thema einzureichen. Möglich sind beispielsweise Theoriebeiträge, Fallstudien, Essays, Konferenzberichte, Interviews, Comics, Rezensionen, oder Darstellungen studentischer Arbeiten, die etwa folgendes Spektrum umfassen:

- Wie können feministische Körperpolitiken aussehen?*
- Welche Körper werden sichtbar?*
- Wer wird entkörperert?*
- Was ist ein »guter« Körper?*
- Welche feministischen Umgänge gibt es mit gängigen Körper-Narrativen?*
- Welche Chancen bieten Umdeutungen und Gegenbilder gängiger Körpererzählungen?*
- Wie wirken Ungleichheitskategorien und Herrschaftsverhältnisse auf Körperpolitiken?*
- Welche Körper werden politisiert?*
- Wie kann Empowerment durch Körper und Entkörperung aussehen?*

Bitte melden Sie Ihren Artikel bis zum 31.12.2016 per E-Mail bei der Redaktion der Quer an: quer@ash-berlin.eu. // **Die Abgabefrist für die Artikel endet am 15.02.2017.** (Es können auch Artikel außerhalb des Schwerpunktthemas eingereicht werden.)

Wichtige Informationen für die Artikel:

- Zeichenumfang: Max. 12.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen; längere Artikel nach Absprache möglich)
- Bilder: Bitte reichen Sie zu Ihrem Artikel passende Bilder (jpg) in möglichst hoher Auflösung ein (mind. 300 dpi).
- Dateiformat: doc-Datei oder rtf-Datei ohne Vorformatierungen
- Bei weiteren Fragen stehen Ihnen die Frauenbeauftragten in Raum 322/320 zur Verfügung.
- Wir freuen uns auch über die Mithilfe bei der Quer-Redaktionsarbeit.
- Interessent_innen sind jederzeit herzlich willkommen.

Wir freuen uns auf Ihre Artikel!

Die Quer-Redaktion

